
FRÖSI
5/87
PIONIER-
MAGAZIN
FÜR MÄDCHEN
UND JUNGEN
DER DDR
PREIS 0,70 M
ISSN 0323-8806
1
2
Klemke 87

Verstärkung
(vorn und hinten aufkleben)

FRÖSI

Euer KONSUM-Seifenwerk Riesa wünscht frohe Ferien mit viel Sonnenschein!

FRÖSI

1. gestrichelte Linien einritzen
2. Lochverstärkungen aufkleben
3. Mütze ausschneiden
4. Löcher durchstechen
5. Mütze falzen
6. Gummi befestigen

Idee: Martin Hennig Zeichnung: Otto Altmann

Zum Spiel auf der 4. Umschlagseite

Ihr benötigt einen Würfel und pro Mitspieler eine Halmafigur.
Los geht's!

Wir stechen in See!

11: Vor Großer Fahrt muß „Rein Schiff" gemacht werden. Dafür nimmst du dir Zeit – zweimal aussetzen.
19: Der Anker wird gelichtet – noch einmal würfeln.
29: Eine frische Brise weht dich vor auf 41.
42: Das Segel muß geflickt werden – dreimal nur ein Feld vorrücken.
48: Neptun sorgt für große Wellen und treibt das Floß zurück auf 15.
56: Alwin will unbedingt baden – für dich geht die Fahrt erst weiter, wenn du eine 6 gewürfelt hast.
65: Flaschenpost entdeckt! Nachricht lautet: Sofort den Platz mit dem Spieler tauschen, der am weitesten zurückliegt.
72: Land in Sicht! – 5 Felder vorrücken.
79: Wir ankern – einmal aussetzen.
90: Die Insel wird erforscht – damit es schneller geht: Noch einmal würfeln.
95: Ein großer Fisch beißt an – vorrücken auf 100.
102: Otto wird seekrank – zurück auf 60.
124: Das Steuerrad ist kaputt – nur mit einer gewürfelten 1 kann die Fahrt langsam fortgesetzt werden.

Zeichnung: Jürgen Günther


FRÖSI
5/87
PIONIERMAGAZIN FRÖHLICH SEIN UND SINGEN
H
Wieder hat das Otto-Mobil eine neue Haltestelle erreicht. Unsere beiden Freunde parken diesmal in einer Bezirkshauptstadt. Rund 6 000 Textilien, 2 000 kunsthandwerkliche Gegenstände und etwa 3 000 Plakate sind in diesem Museum am Theaterplatz zu bestaunen.
In der gesuchten Stadt ist die Textilindustrie schon lange zu Hause. Heute wird an modernsten Maschinen gewirkt und gewebt, gesponnen und gestickt. Der Schwermaschinenbau und große moderne Gießereien machten Stadt und Bezirk weltberühmt. Auch die Volkskunst genießt einen guten Ruf in vielen Ländern der Erde. Schreibt den Namen der Bezirkshauptstadt auf eine Postkarte und adressiert sie an Redaktion „Frösi", Kennwort: Sonderausstellung, Postschließfach 37, Berlin, 1056. Einsendeschluß ist der 20. Juni 1987.
Zeichnungen: Jürgen Günther
SIEH DIR DAS AN, OTTO, IST DAS NICHT WIE EIN MÄRCHEN AUS TAUSENDUNDEINER NACHT?
MUSEUM
SONDER-AUSSTELLUNG
ES SIND ALTÄGYPTISCHE GRABBEIGABEN, ALWIN!
IHR HABT WIE IMMER RECHT, GROSSER MEISTER!
-LASSET UNS DARAUF PLATZ NEHMEN, ERLAUCHTER GEBIETER!
...UND WIE EINST DER ERHABENE HATSCHI IN DIE LÜFTE SCHWEBEN!
HATSCHI! PATSCHI! KLATSCHI!
NANU!
ICH HABE ES JA EIGENTLICH NUR SO AUS SPASS VERSUCHT!
DU SIEHST ALSO, DIE ALTEN SPRÜCHE HABEN IMMER NOCH IHRE KRAFT!
PHANTASTISCH, WIE ELEGANT ER DIE KURVEN ANGEHT!
DAS GLAUBT UNS KEINER, OTTO!
HOPPLA! WAS WAR DAS?
HALT MICH FEST, ALWIN!
WIR SIND HÄNGENGEBLIEBEN UND DA HAT SICH DER TEPPICH AUFGETRIESELT!
DEN WOLLFADEN KÖNNEN WIR GUT GEBRAUCHEN!
ER SCHWEBT JA IMMER NOCH, DAS GIBT'S NICHT!
DA KOMMT MIR EINE GLÄNZENDE IDEE, ALWIN!
WIR STRICKEN UNS FLUGPULLOVER DARAUS, ALWIN!
GLEICH STARTEN WIR ZUM RUNDFLUG!
KLASSE!
TSCHÜSS! BIS ZUM NÄCHSTEN MAL!
GÜNTHER 87

BOUTIQUE

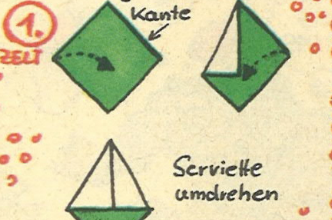
Lustige Bowlespieße

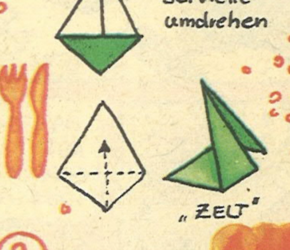
Material:

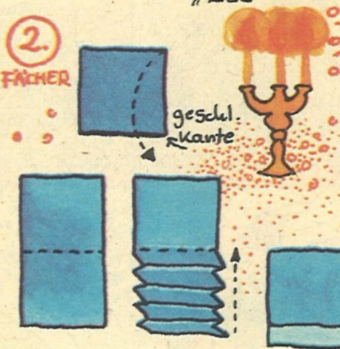
- verschiedenfarbiges Suralin
- farbloser Lack
- einfache Bowlespieße aus Plaste
- etwas Grillfolie

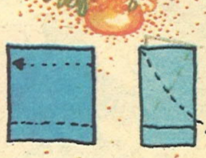
Hinweise zur Herstellung:

1. Suralin weichkneten (Hände mit kaltem Wasser anfeuchten) und verschiedene Köpfe formen.
2. Augen (Schnabel, Zunge) gesondert modellieren und andrücken
3. Spieße kurz eindrücken und wieder herausnehmen
4. Figuren auf Grillfolie ausbreiten und bei 100 °C in der Röhre (Elektroherd) härten
5. nach 10 Minuten herausnehmen und abkühlen lassen
6. Spieße in die vorgeprägten Löcher einstechen
7. Figurenkopf in farblosen Lack eintauchen (rutscht er vom Spieß, etwas Leim in die Löcher geben)
8. lackierte Figuren auf Folie legen und trocknen lassen.

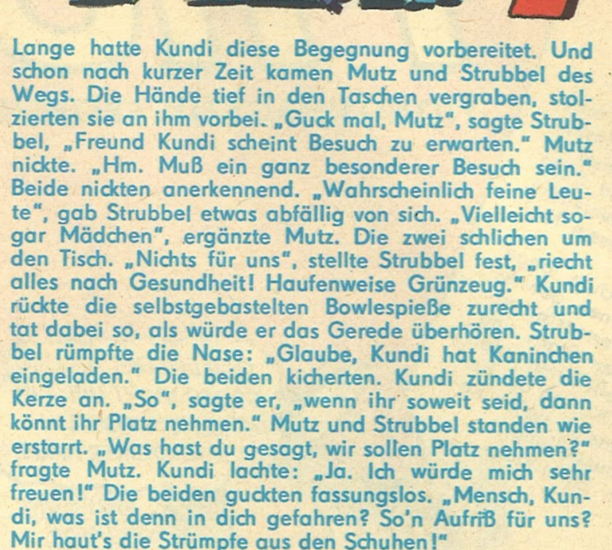




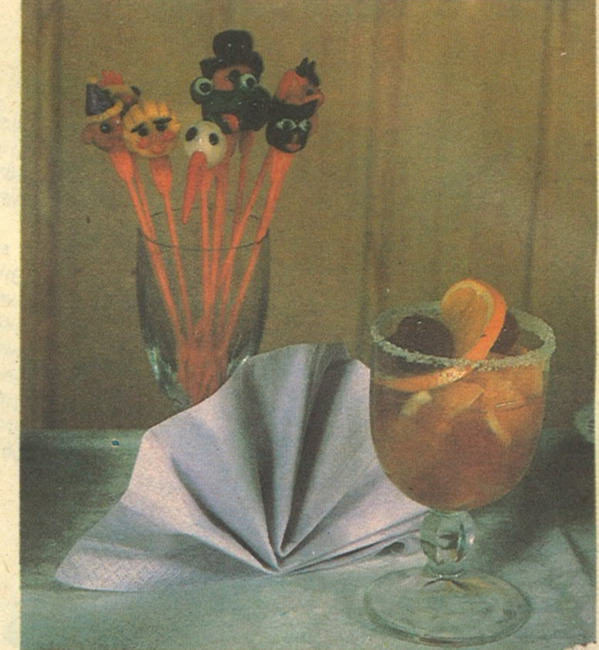


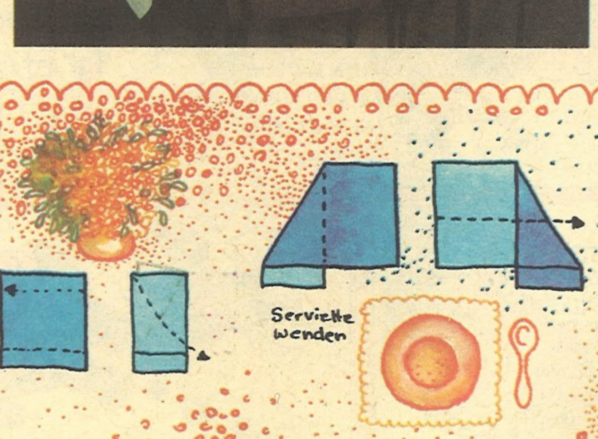


AUFGET

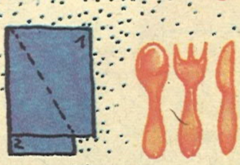


Lange hatte Kundi diese Begegnung vorbereitet. Und schon nach kurzer Zeit kamen Mutz und Strubbel des Wegs. Die Hände tief in den Taschen vergraben, stolzierten sie an ihm vorbei. „Guck mal, Mutz", sagte Strubbel, „Freund Kundi scheint Besuch zu erwarten." Mutz nickte. „Hm. Muß ein ganz besonderer Besuch sein." Beide nickten anerkennend. „Wahrscheinlich feine Leute", gab Strubbel etwas abfällig von sich. „Vielleicht sogar Mädchen", ergänzte Mutz. Die zwei schlichen um den Tisch. „Nichts für uns", stellte Strubbel fest, „riecht alles nach Gesundheit! Haufenweise Grünzeug." Kundi rückte die selbstgebastelten Bowlespieße zurecht und tat dabei so, als würde er das Gerede überhören. Strubbel rümpfte die Nase: „Glaube, Kundi hat Kaninchen eingeladen." Die beiden kicherten. Kundi zündete die Kerze an. „So", sagte er, „wenn ihr soweit seid, dann könnt ihr Platz nehmen." Mutz und Strubbel standen wie erstarrt. „Was hast du gesagt, wir sollen Platz nehmen?" fragte Mutz. Kundi lachte: „Ja. Ich würde mich sehr freuen!" Die beiden guckten fassungslos. „Mensch, Kundi, was ist denn in dich gefahren? So'n Aufriß für uns? Mir haut's die Strümpfe aus den Schuhen!"
Beide pflanzten sich an den Tisch und wollten sich bedienen. „Halt, halt!" rief Kundi. „Siehste", meldete Mutz sich zu Wort, „war nur Probe, Strubbel. Ein Kundi-Test, sozusagen."
„Nein", antwortete Kundi, „ihr seid meine Gäste. Aber wascht euch doch erst die Hände." Mutz und Strubbel

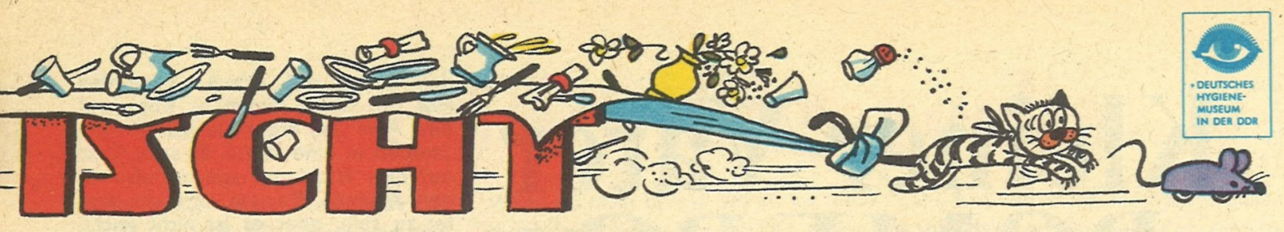




guckten sich an. „Händewaschen? Wir doch nicht! Wir tragen Handschuhe!" Und die zogen sie aus. „Ist eine Erfindung von uns, Kundi", sagte Strubbel stolz. „Na ja, nicht direkt die Handschuhe. Aber wir tragen sie den ganzen Tag, damit die Hände nicht schmutzig werden." Und Mutz fügte hinzu: „Die ziehen wir nur zum Essen aus!" Kundi schüttelte den Kopf. „Tut mir leid. Mit euren verschwitzten Fingern fummelt ihr auf diesem Tisch nicht herum. Und wenn ihr euch schon die Hände säubert, dann könnt ihr das Gesicht gleich mitwaschen."
„Und die Zähne putzen und die Füße waschen und Frühsport und kalt duschen ...", meckerte Mutz. „... und die Haare kämmen und die Ohren saubermachen und die Nase putzen", vervollständigte Strubbel. Wütend stand Mutz auf: „Du kannst deinen Pamps alleine verdrücken – wir machen uns eine Tütensuppe!"
„Schade", sagte Kundi. „Was mache ich denn nun mit der großen Kanne Fruchtmilch?" „Fruchtmilch?" Mutz kam zurück an den Tisch. Er schaute auf die Uhr. „Etwas Zeit haben wir ja noch. Komm, Strubbel. Tun wir ihm den Gefallen." Die beiden marschierten ins Badezimmer.
Mächtig glänzend kehrten sie zurück. Kundi stand noch immer am Tisch. Mutz wollte fragen: „Du hast wohl Pickel auf dem Hi ...". Weiter kam er nicht. Kundi fiel ihm ins Wort: „Mutz! So etwas denkt man nicht einmal! Der Gastgeber wartet, bis die Gäste Platz genommen haben. Und jetzt noch eine kleine Lektion Tischsitten."









langsam hatten sie Angst, daß der Belag trocknete, bevor Kundi mit seinen theoretischen Ausführungen fertig sein würde. Also gingen sie zum praktischen Teil über. Und Kundi hatte nur noch eine Sorge: „Hoffentlich helfen mir die beiden nicht beim Abwaschen ..."

Ergänzt unsere Zweizeiler durch das jeweils fehlende Reimwort. Alle vier hintereinandergelesen ergeben einen Satz, den ihr Mutz und Strubbel unbedingt sagen solltet. Schreibt ihn also auf eine Postkarte und schickt sie an Redaktion „Frösi", Kennwort: „Aufgetischt", Postschließfach 37, Berlin, 1056. Einsendeschluß ist der 30. Juni 1987.

Dieser Tisch ist eine Zier!
Also ran, jetzt essen ...

Obstsalat kannst du mir geben,
denn den lieb' ich für mein ...

Fruchtmilch, gänzlich ohne Kern
trinken wir besonders ...

Obstsalat eß' ich drei Pfund —
Vitamine sind ...

Texte: Frank Frenzel, Fotos: Horst Glocke
Falt- und Bastelarbeiten: Brigitte Zehmisch/Ursula Weiß
Rezepte: Hartmut Barnau, Küchenleiter im Verlag Junge Welt, Arrangements: Andrea Hänsel
Zeichnungen: Horst Alisch/Jana Ruika

Mutz wurde wieder mufflig: „Du willst uns wohl sattquatschen." Strubbel lenkte ein: „Laß ihn doch, ist vielleicht ganz interessant." Kundi stolzierte um den Tisch. „Daß man mit vollem Mund nicht spricht und so lange sitzenbleibt, bis alle mit dem Essen fertig sind, ist ja wohl selbstverständlich." Mutz und Strubbel nickten gelangweilt. „Tischschmuck sollte immer so stehen, daß er die Sicht zu den Tischnachbarn nicht verdeckt. Stehen Speisen oder Getränke nicht in greifbarer Nähe, so bittet man den Tischnachbarn, das entsprechende herüberzureichen." Strubbel winkte ab: „Und derjenige nimmt sich dann erst was runter ... Nee, bei mir nicht!" Kundi widersprach: „Irrtum! Erst gibt man den Teller oder das Tablett an denjenigen, der den Wunsch geäußert hat, bevor man sich selbst bedient. Bei Tisch und in angenehmer Gesellschaft", — Mutz und Strubbel guckten verdutzt — „plaudert man locker und nett miteinander, vor allen Dingen in angemessener Lautstärke. Nun noch etwas zur Tischordnung. Das Besteck liegt entweder nebeneinander — Messer rechts, Gabel links — oder getrennt rechts und links neben dem Teller. Die Schneide des Messers zeigt zum Teller, die Zinken der Gabel nach oben. Der Löffel liegt über dem Teller mit dem Griff nach rechts. Messer und Gabel können auch so gelegt werden, daß das Messer in der Gabel ‚steckt'. Die Gabelzinken zeigen dabei nach oben, und das Messer liegt mit der Schneide nach unten zwischen zwei Zinken."
Mutz und Strubbel schnappten Messer und Gabel, denn



Serviette auseinander falten

Serviette umdrehen

Ecken (1+2) nach oben zusammenführen

Ecken oben haltbar zusammendrehen

„BESTECKTOR"

BOUTIQUE

Quarkspeise

In einer kleinen Schale wird Speisequark mit etwas Frischmilch verrührt. Ein Schuß Limonadensirup und ein Päckchen Vanillinzucker unterrühren, je nach Geschmack Früchte dazugeben. Die fertige Quarkspeise vorsichtig in ein Weinglas füllen (z. B. mit einem Spritzbeutel).

Süßer Rand

Auf eine Untertasse wird etwas Wasser oder Eiweiß gegeben. Auf eine zweite Untertasse werden Zucker, Schokoladenstreusel oder bunte Streusel geschüttet.
Ein leeres Glas wird nun umgedreht und der Rand zunächst in das Wasser oder Eiweiß getaucht, dann in den Zucker oder die Streusel.

Obstsalat

Die Zutaten richten sich nach Jahreszeit und Angebot. Unser abgebildeter Obstsalat wurde wie folgt zubereitet:
Kuba-Apfelsinen schälen, Kerne entfernen und die Früchte in kleine Stücke schneiden. Äpfel ebenfalls schälen und schneiden, dann mit den Apfelsinenstücken vermengen, um das Braunwerden zu vermeiden. Das Ganze mit Stachelbeeren, Rosinen und Maraschinokirschen vermischen.
Zucker mit etwas Wasser ansetzen und aufkochen lassen, bis sich der Zucker aufgelöst hat und die Flüssigkeit leicht dick wird. Diesen „Sirup" abkühlen lassen, den Salat anheben und die Flüssigkeit daruntergeben. Garniert wird unser Obstsalat mit einer Apfelsinenscheibe oder einem Sahnetupfer.

Fruchtmilch

Frische Milch wird mit Fruchtsirup verrührt. Auch frische Erdbeeren, Blaubeeren oder Himbeeren können in die Milch gemixt werden. Dann sollte allerdings noch etwas Zucker mit dazu. Übrigens: Verwendet nur solchen Sirup oder solche Früchte, die nicht stark säurehaltig sind, da sonst die Milch gerinnt.

Kleiner Vater ROMERO

GUNTHER FEUSTEL

Romero sitzt vor der Hütte und stößt mit den Füßen an die losen Bretter. Die Hüttenwand wackelt. Rosa plärrt. Ist das ein Leben! Mit elf Jahren noch keine Aussicht, ein Fußballstar zu werden – dafür einen ganzen Sack voll Kummer und Ärger und Hunger im Bauch dazu.
Romero schleppt Rosa vor die Hütte. Rosa wehrt sich. Sie ist kräftig für ihre vier Jahre. „Mama!" plärrt sie, die Beine auf den Lehmfußboden stemmend.
So eine Plage! „Sei still! Ich soll dein kleiner Vater sein – und einem Vater muß man gehorchen!" Rosa sieht Romero mit ihren schwarzen Augen vorwurfsvoll an, dann plärrt sie wieder. „Mama!"
„Mama ist für Farabundo Martí unterwegs." Erschrocken preßt Romero die Hand vor den Mund. Niemals darf man den Namen der Befreiungsfront in diesem verdammten El Salvador aussprechen. Romero sieht sich mißtrauisch um. Selbst Rosa ist still. Aber kein Fremder ist zu sehen. Die Mutter müßte längst zurück sein. Romero kramt zwischen den Töpfen auf dem Herd herum. Rosa kommt in die Hütte. Jetzt müßte man einen fetten Fladen haben, aber im Topf ist nur noch ein kleiner Rest Bohnensuppe. Romero läuft zur Pumpe und holt Wasser im Eimer. Neben der Hütte steht ein Mann.
Romero schüttet viel Wasser in den Topf, rührt um und gibt es Rosa zu trinken. Es sieht aus wie Abwaschwasser mit ein paar Bohnen, aber Rosa schluckt es.
Der Mann steht plötzlich mitten in der Hütte. Rosa flüchtet unter das Bett. „Wohnt hier Marta Jeminez?" Romero schweigt und betrachtet mißtrauisch den Fremden. Der wird unruhig. „Ich muß weg. Also wohnt sie hier?" Romero nickt endlich.
„Sie ist in der Stadt verhaftet worden!"
Rosa steckt den Kopf unter dem Bett hervor und heult. Romero ist so erschrocken, daß er sich an die Tür lehnen muß. Erst der Vater bei dem Streik – und jetzt die Mutter. Der Fremde legt Romero die Hand auf den Kopf. „Bleibt hier, morgen kommt jemand, der euch helfen wird." Der Fremde drängt sich durch die Tür, sieht sich um und ist schon zwischen den Hütten verschwunden.
„Ich spucke auf dieses ganze verdammte Leben!" schreit Romero. Nachbar José sieht über den Lattenzaun. Romero schweigt. Nachbar José kann nur noch auf Krücken laufen. Wie soll er da helfen?
„Ist ein Kurier und läßt sich verhaften." Romero laufen Tränen aus den Augen. Er wischt sie mit den Fäusten ab. „Wir gehen zum Gefängnis und sagen ihnen, daß wir unsere Mutter brauchen." Rosa nickt.
Romero spielt mit Rosa ein altes Spiel. Er zählt alle Dinge auf, die verlockend sind. Danach marschieren die beiden über die staubige Landstraße wie nach einem Marschlied. „Fette Fladen – Milch im Laden – Honig und Bohnen – ein Haus zum Wohnen – und ein Fußball dazu!" Rosa nickt. „Ein Fußball dazu!" Romero nimmt die Kleine an die Hand. Die Straße ist endlos. Die Füße werden schwer. Da helfen nicht einmal süße Gedanken. Romero beginnt zu fluchen. Rosa weint still vor sich hin. „Läßt mich allein mit dieser Plärre!" Verzweiflung treibt Romero in die Stadt. Er zerrt Rosa mit. An einer Baustelle hockt sich Rosa an den Straßenrand. Romero schleppt die Kleine in den Rohbau. Säcke liegen herum. Romero deckt Rosa damit zu. Die Nacht ist schwarz, nur die Sternenknöpfe blinken. Romero schläft ein.
Laute Stimmen wecken die Kinder. Romero steht sofort auf den Füßen. „Wie eine Katze!" sagt Nachbar José immer. Rosa weint. Nicht alle Bauarbeiter sind freundlich, aber einige reißen Stücke von ihren Fladenbroten und geben sie Rosa. Rosa steckt Romero die Hälfte davon in die Hand. Der mit dem Bart schiebt die beiden Kinder auf die Straße. Rosa kaut. Romero fragt nach dem Weg zum Gefängnis.
Eine endlose Mauer – sonst nichts. Nach vielen, vielen Schritten ein eisernes Tor. Das Gefängnis! Romeros Herz schlägt vor Angst bis in die Fingerspitzen. Rosa hält beide Hände vor das Gesicht und drückt sich an die Mauer. Romero fragt leise: „Ist hier eine Marta Jeminez? Sie ist unsere Mutter." Die am Tor antworten nicht, sehen einfach über die Kinder hinweg. Romero schreit die Frage einem Wachmann ins Gesicht. Der schlägt zu.
Rosa rennt an der Mauer entlang, weg vom Tor, Romero hinterher. Einen ganzen Tag lang irren die Kinder durch die Straßen der Stadt. Es wird dunkel. Romero trägt die leise weinende Rosa wieder zur Baustelle und deckt sie mit den Säcken zu.
Ein neuer Tag folgt der Nacht. Ein junger Bauarbeiter findet die Kinder. Er nimmt sie mit in einen abgelegenen Winkel und hört sich ihre Geschichte an, dann spricht er mit dem Bärtigen. Schweigend bringt der Bauarbeiter die Kinder zu einem Lastwagenfahrer und flüstert mit ihm. Der Lastwagenfahrer hat Sand auf die Baustelle gebracht. Er streckt den Kindern die Hand entgegen. „Ich bin Frederico!" Er öffnet die Tür der Fahrerkabine. Romero hebt Rosa hinein und klettert hinterher. Frederico hat überall nach den Kindern gefragt, denn er hat eine Nachricht für die beiden. Frederico stellt den Laster auf einem umzäunten Hof ab. Dann nimmt er Rosa auf den Arm und trägt sie durch viele Straßen in eine Hütte. Er setzt Rosa auf den Tisch und spricht leise zu den Kindern. Romero versucht tapfer zu sein, aber es ist nicht leicht, die Tränen zu verbergen, wenn man erfährt, daß die Mutter für lange Zeit im Gefängnis bleiben wird.
Frederico läßt den Jungen weinen. Er hat Rosa auf seinen Schoß gesetzt. Romero wird schließlich still und hockt sich neben die Tür. Man hört nur noch das leise Schluchzen der Kinder. Da sagt Frederico: „Solange die Mutter nicht bei euch ist, bin ich euer Vater."
Romero sieht sich um. Hier also werden sie zu Hause sein. Rosa hebt gleich die Deckel von den Töpfen auf dem Herd.
Tage vergehen – Wochen. Romero bewundert Frederico und ist stolz, wenn er neben ihm im Lastwagen sitzen darf. Frederico erzählt abends oft von der Befreiungsfront, von den tapferen Männern in den Bergen und in den Dörfern und von heimlichen Kurieren in der Stadt. Aber auch von einem Leben, das er sich erträumt. Rosa lauscht mit offenem Mund. Romero stört nur eines an diesem erträumten Leben: immerzu ist von irgendeiner Schule die Rede. Romero beginnt, Frederico sein ganzes Jungenherz zu schenken – bis zu jenem Morgen, als Frederico in der Tür steht. „Du mußt für eine kurze Zeit wieder Rosas kleiner Vater sein, denn ich habe einen wichtigen Auftrag für die Befreiungsfront!" Das verschlägt Romero den Atem, das hat er alles schon einmal gehört. „Soll ich dich auch noch verlieren?" fragt er traurig und stellt sich mit ausgebreiteten Armen vor die Tür. Für einen Augenblick setzt sich Frederico wieder. „Wenn die Ratten deinen Tisch und dein Bett zernagen, siehst du dann zu und steckst die Hände in die Hosentaschen?"
Romero starrt Frederico an. Warum redet der jetzt ausgerechnet von Ratten? Dann begreift Romero endlich. Wortlos umarmt er Frederico – und der geht.
Romero setzt sich auf die Schwelle der Hütte und grübelt. Rosa hockt sich daneben.
„Wenn du endlich so groß bist, daß du für fünf Bohnen Verstand im Kopf hast, dann ... dann gehe ich auch zu den Martís und schlage den Ratten auf den Kopf, daß sie in ihre Löcher flitzen!"
Rosa sieht Romero still an und nickt.



Zeichnung: Karl Fischer

Die Nationale Befreiungsfront „Farabundo Martí de Liberación Nacional" (FMLN) hat sich inzwischen zur regulären Volksarmee des mittelamerikanischen El Salvador entwickelt. Die Angehörigen dieser Befreiungsfront kämpfen gegen das herrschende Duarte-Regime, das ihre Landsleute in brutalster Weise unterdrückt.
Weite Gebiete des Landes wurden bereits befreit. Hier lernt die Bevölkerung, sich gegen die Regierungstruppen zu verteidigen, sie lernen lesen und schreiben, und sie organisieren ihre Arbeit selbst. Immer mehr Salvadorianer unterstützen den Befreiungskampf der FMLN.

Sechsunddreißig, sechs . . .

In der Pause vor der Turnstunde saß Mylikow aus der 6. Klasse vor dem Zimmer der Schulärztin. Er preßte das Thermometer in seiner Achselhöhle so fest an sich, daß seiner Meinung nach allein durch diesen Druck die Temperatur in die Höhe schnellen müßte. Aber die Quecksilbersäule war bei 36,6 erstarrt. Seine Körpertemperatur war hoffnungslos normal. Plötzlich sah er Stepuschkin. „Komm mal her, Stjopa. Hier, miß du mal!" Mylikow hielt Stepuschkin das Thermometer hin.

„Und wozu?" fragte Stepuschkin.

„Hilf einem alten Freund . . . Für eine gute Temperatur, so um 38 Grad herum, ist mir nichts zu teuer. Magst du Kaugummi?"

Es waren noch keine drei Minuten vergangen, als Mylikow verlangte, Stepuschkin möge das Thermometer hervorholen.

„Wieviel?" fragte er.

„Sechsunddreißig vier", antwortete Stepuschkin.

„Vier!" brauste Mylikow auf. „Da sieht man mal, was für ein kalter, gefühlloser Mensch du bist!"

„Hör mal", sagte Stepuschkin friedfertig, „daß ich nicht gleich daran gedacht habe! Ich werde dich jetzt ordentlich ärgern und in Wut versetzen. Wenn du mich bittest, werde ich dich sogar beleidigen. Du gerätst außer Fassung, wirst immer wütender . . . und die Temperatur steigt an."

Mylikow bestand darauf, beleidigt zu werden.

„Du bist ein ausgemachter Dummkopf, Mylikow! Du mußt dich einmal ansehen. Du könntest die Zierde einer Zoohandlung sein. Ungewaschen und ungekämmt – wie ein Hammel!"

„Ich und ein Hammel?!" schrie Mylikow, aber er besann sich sogleich. Stepuschkin wollte ihn doch nur in Rage bringen.



Diesen aber ließ die Entrüstung Mylikows völlig kalt. Er feuerte ihn weiter an: „Du bist ein Angeber und ein Simulant. Kopfschmerzen willst du haben? Daß ich nicht lache! Auf deinem Kopf kann man griechische Nüsse knacken."

„Du meinst Walnüsse!" schrie Mylikow erbost.

„Was ist das schon für ein Unterschied? Du schreibst beides falsch. Und feige bist du, daß einem übel werden kann. Und außerdem bist du ein . . . Geizkragen."

„Du wirst gleich erleben, wer ich bin!" schnaubte Mylikow vor Wut.

„Sei ganz ruhig. Sieh zuerst nach dem Thermometer", riet Stepuschkin. Mylikow holte es hervor und erstarrte: 36,3!

„Völlig klar", sagte Stepuschkin ungerührt. „Du hast ein zu dickes Fell. Mit nervlicher Belastung allein kriegen wir das nicht hin. Du brauchst noch physische. Komm mit zum Turnen!"

„Einverstanden", murmelte Mylikow ergeben.

MICHAIL BASKIN

Aus dem Russischen übersetzt und bearbeitet von Thea Woboditsch

Zeichnung: Helena Schneider

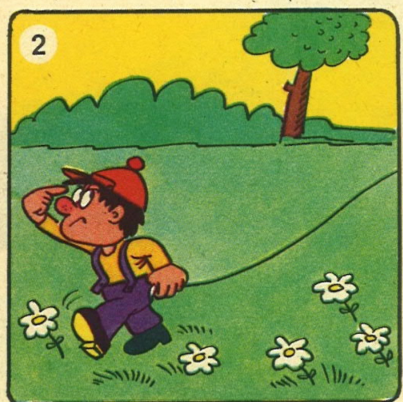
















Zeichnungen: Horst Alisch

IST DER ZUFALL EIN ZUFALL?

TEIL I

„Frösi" ist neugierig. Deshalb fragten wir im vergangenen Jahr alle Leser, ob der Zufall ein Zufall ist. Viele Thälmannpioniere meldeten sich zu Wort, fanden Freude zu beweisen oder zu widerlegen.
Professor Dr. Reinhard Mocek studierte sehr aufmerksam alle Meinungen und schrieb auf, wie er als marxistisch-leninistischer Philosoph zu dieser Frage steht. Lest heute und in den kommenden Monaten vom Zufall, der ein Zufall oder kein Zufall ist.

DOREEN WÄTZEL
Halle-Neustadt, 4090

Zufall ist Philosophie. Form des gesellschaftlichen Bewußtseins mit Weltanschauungscharaker, die dem Menschen grundlegende Orientierung für ihr Handeln, Denken und Verhalten vermittelt und sie befähigt, im Sinne ihrer geschichtlichen Ziele zu wirken.

KATHLEEN LANGE
Köthen, 4370

Ich sagte zu meiner Schwester: „Morgen schreiben wir eine Klassenarbeit. Hoffentlich ist unsere Lehrerin nicht da." Am nächsten Morgen war sie wirklich nicht da und so fiel die Arbeit aus. Das war ein ganz toller Zufall.

ASTRID BUZIN
Luckenwalde, 1710

Wir schrieben im Fach Russisch eine Klassenarbeit, und ich hatte mich überhaupt nicht vorbereitet. Trotzdem schrieb ich eine 2, was mehr als ein Zufall war.

JANA HACKEL
Ilmenau, 6300

Mein Vati wollte gern einen Sohn haben, aber er mußte dann mit mir zufrieden sein. Jetzt ist er froh, daß ich da bin, und das ist auch ein Zufall.

RENÉ LEHMANN
Görlitz, 8902

Ich behaupte, daß der Zufall kein Zufall ist. Der Zufall ist eine Erscheinungsform der Notwendigkeit.
Das Zufällige kann so, aber auch anders verlaufen. Welche von mehreren Möglichkeiten zur Wirklichkeit wird, ist jeweils zufällig.

JÖRAN HERR
Erfurt, 5063

Ich finde, der Zufall ist ein Aberglaube, an den sehr viele Menschen glauben. In Wirklichkeit sind das alles Gesetzmäßigkeiten.

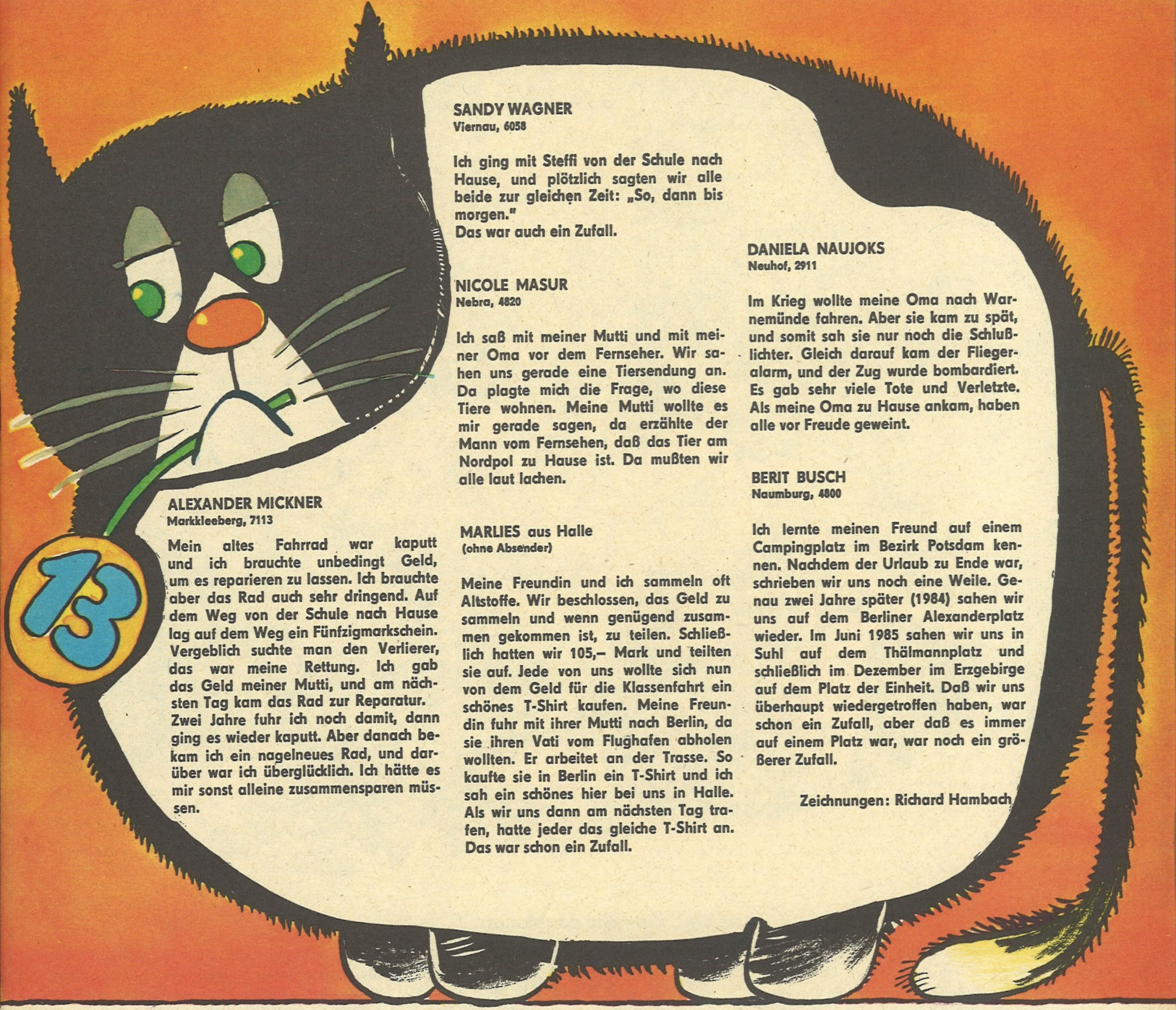
GRIT SCHÖNFELDER
Eppenstein, 7204

Im Sommer fuhr ich in den Urlaub nach Klink. In der ersten Nacht träumte ich von einer Entdeckungsreise im Ort. Es war eine kleine verlassene Höhle. Ich ging hinein und fand eine silberne Schachtel mit Schmuck. Am nächsten Tag ging ich hinaus und sah diese Höhle, von der ich geträumt hatte. Ich ging hinein und fand wirklich eine Schachtel mit Schmuck.

Einzelfall oder Gesetz

Prof. Dr. REINHARD MOCEK

„Zufall ist Philosophie", schrieb Doreen Wätzel aus Halle-Neustadt. Da muß ich also wieder einmal ran, ziemlich spät, weil ein Zufall meinen ganzen Arbeitsplan für 1986 durcheinandergebracht hatte – ein nicht geplanter Lehrgang!
Aufgemerkt! Nicht geplant, also zufällig?! Ja, so ganz nebenher sind wir da auf **ein Merkmal alles Zufälligen** gestoßen – **man kann es nicht vorhersagen,** was so alles passieren kann. Es ist wohl irgendwie notwendig und letztlich meistens auch erklärbar, was sich vollzogen hat und von uns „Zufall" genannt wird, aber es ist nicht vorhersagbar und planbar. Wollen wir uns, liebe Zufallsstreiter, zunächst mit einer solchen Begriffsbestimmung einverstanden erklären, ehe ich in den nächsten Abschnitten, in denen ich mich euren überquellenden Zufalls-Erfahrungen zuwenden werde, auf einige solche Erscheinungsformen genauer eingehe.
Gleich noch ein Wort zu Doreen. Es ist richtig, daß auch das Zufällige von der marxistisch-leninistischen Philosophie untersucht wird. Jede Wissenschaft hat ja bestimmte Untersuchungsobjekte – nehmen wir die Physik. Jeder weiß, daß unter irdischen Bedingungen alle Gegenstände normalerweise nach unten fallen. Aber diese Tatsache wird nur durch eine Wissenschaft wirklich erklärt – durch die Physik! Das habt ihr in der Schule durch die Fallgesetze gelernt. Hoffentlich haben Astrid Buzin aus Luckenwalde und Kathleen Lange aus Köthen diese Stunden nicht versäumt. Ob sie wirklich Glück hatten, als die Klassenarbeiten ausfielen, gerade an dem Tag, an welchem sie überhaupt nicht vorbereitet waren? Glückliche Zufälle, wenn man eine Schwäche verbergen kann?! Natürlich gibt es das, und jeder von uns war schon in ähnlichen Situationen. Ich bin Astrid und Kathleen wirklich dankbar, daß sie so ehrlich, selbstkritisch und auch ein wenig ironisch solche Fälle aus ihrem Leben schilderten, wo sie ja nicht gerade als große Helden dastehen. Aber gerade solche Situationen, in denen sich der einzelne eigentlich ein ganz klein wenig belämmert vorkommt, sind in der Regel doppelt lehrreich. So etwas wird nicht mehr passieren.
Ja, Zufälle spielen im Leben eine große Rolle. Deshalb sind sie nicht nur für die Wissenschaft von Bedeutung, sondern machen uns allen zu schaffen, im Positiven und Negativen. Betrachten wir sie etwas genauer.
Jana Hackel hat sich schön ausgedrückt und dabei auch auf ein Problem, das der Unbestimmtheit in der Geschlechterverteilung in jeder Familie, hingewiesen. Das ist scheinbar (warum ich hier „scheinbar" schreibe, wird sich bald zeigen) ein echtes, zufälliges Geschehen. Jeder kann aus seinem Verwandten- und Bekanntenkreis viele Beispiele nennen, wie da so manch ein Ehepaar Glück hatte (und einen Jungen und ein Mädchen zu haben, gilt ja gemeinhin als gut, erwartungsgemäß und „gerecht"), wo es nicht ganz so den Vorstellungen entsprach (etwa erst drei Jungen, ehe sich ein Mädchen einstellte), oder wo gänzlich extreme und eigentlich unerwartete Situationen eintraten – sechs Jungen oder vier Töchter. Wie gesagt, das Leben scheint hier richtiggehend zu würfeln.



SANDY WAGNER
Viernau, 6058

Ich ging mit Steffi von der Schule nach Hause, und plötzlich sagten wir alle beide zur gleichen Zeit: „So, dann bis morgen."
Das war auch ein Zufall.

NICOLE MASUR
Nebra, 4820

Ich saß mit meiner Mutti und mit meiner Oma vor dem Fernseher. Wir sahen uns gerade eine Tiersendung an. Da plagte mich die Frage, wo diese Tiere wohnen. Meine Mutti wollte es mir gerade sagen, da erzählte der Mann vom Fernsehen, daß das Tier am Nordpol zu Hause ist. Da mußten wir alle laut lachen.

DANIELA NAUJOKS
Neuhof, 2911

Im Krieg wollte meine Oma nach Warnemünde fahren. Aber sie kam zu spät, und somit sah sie nur noch die Schlußlichter. Gleich darauf kam der Fliegeralarm, und der Zug wurde bombardiert. Es gab sehr viele Tote und Verletzte. Als meine Oma zu Hause ankam, haben alle vor Freude geweint.

ALEXANDER MICKNER
Markkleeberg, 7113

Mein altes Fahrrad war kaputt und ich brauchte unbedingt Geld, um es reparieren zu lassen. Ich brauchte aber das Rad auch sehr dringend. Auf dem Weg von der Schule nach Hause lag auf dem Weg ein Fünfzigmarkschein. Vergeblich suchte man den Verlierer, das war meine Rettung. Ich gab das Geld meiner Mutti, und am nächsten Tag kam das Rad zur Reparatur. Zwei Jahre fuhr ich noch damit, dann ging es wieder kaputt. Aber danach bekam ich ein nagelneues Rad, und darüber war ich überglücklich. Ich hätte es mir sonst alleine zusammensparen müssen.

MARLIES aus Halle
(ohne Absender)

Meine Freundin und ich sammeln oft Altstoffe. Wir beschlossen, das Geld zu sammeln und wenn genügend zusammen gekommen ist, zu teilen. Schließlich hatten wir 105,– Mark und teilten sie auf. Jede von uns wollte sich nun von dem Geld für die Klassenfahrt ein schönes T-Shirt kaufen. Meine Freundin fuhr mit ihrer Mutti nach Berlin, da sie ihren Vati vom Flughafen abholen wollten. Er arbeitet an der Trasse. So kaufte sie in Berlin ein T-Shirt und ich sah ein schönes hier bei uns in Halle. Als wir uns dann am nächsten Tag trafen, hatte jeder das gleiche T-Shirt an. Das war schon ein Zufall.

BERIT BUSCH
Naumburg, 4800

Ich lernte meinen Freund auf einem Campingplatz im Bezirk Potsdam kennen. Nachdem der Urlaub zu Ende war, schrieben wir uns noch eine Weile. Genau zwei Jahre später (1984) sahen wir uns auf dem Berliner Alexanderplatz wieder. Im Juni 1985 sahen wir uns in Suhl auf dem Thälmannplatz und schließlich im Dezember im Erzgebirge auf dem Platz der Einheit. Daß wir uns überhaupt wiedergetroffen haben, war schon ein Zufall, aber daß es immer auf einem Platz war, war noch ein größerer Zufall.

Zeichnungen: Richard Hambach

Aber ist diese Geschlechterverteilung wirklich zufällig? Wenn wir auf die Gesamtzahl der Menschen in einem Lande schauen, dann zeigt sich das verblüffende Ergebnis, daß sich das Verhältnis von Mädchen- und Jungengeburten in jedem Jahr in nahezu strenger Regelmäßigkeit wiederholt – auf etwa 100 Mädchengeburten entfallen etwa 105 Jungengeburten. Einen ganz schlimmen Eingriff in dieses natürliche Geschlechterverhältnis (genannt „sex ratio") stellten die schrecklichen Kriege dar. Nach dem von den deutschen Faschisten angezettelten zweiten Weltkrieg war für die jungen Menschen ab 18 Jahre und für alle älteren Generationen dieses Geschlechterverhältnis ganz empfindlich gestört, viele junge Frauen konnten ihren sehnlichen Wunsch nach einem Partner nicht verwirklichen, weil einfach zuwenig Männer da waren. So hat der Krieg diese natürliche Balance der Geschlechter unterbrochen – allerdings nicht bei den Neugeburten, bei denen dieses Verhältnis in etwa gleichblieb. Heute ist diese kriegsbedingte Störung im Geschlechterverhältnis natürlich längst überwunden – aber vergessen wir nicht, daß die Generation eurer Großeltern davon arg betroffen war!
Doch zurück zum Problem des Zufalls: Wir können also feststellen, daß es für den Einzelfall – also für jede Familie – rein zufällig ist, wie die Wünsche nach Knaben- bzw. Mädchengeburten in Erfüllung gehen, daß es aber für die Gesamtheit aller Fälle streng gesetzmäßig ist, sich also ein bestimmtes Zahlenverhältnis immer wieder einstellt! Das ist ein ganz wichtiger Sachverhalt, der uns das Problem des Zufalls von einer Seite zeigt: was im Einzelfall zufällig ist, ist es vom Standpunkt des Ganzen nicht! Oder, anders ausgedrückt, **der Zufall ist eine Erscheinungsform des Gesetzmäßigen.** Das haben Jöran Herr aus Erfurt und René Lehmann aus Görlitz auch herausgefunden – mein Kompliment – und das ist eine philosophische Einsicht, die Friedrich Engels vor nunmehr rund 110 Jahren hatte. Doch einen Fehler dürfen wir nicht begehen, wenn wir sagen, daß der Zufall eine Erscheinungsform des Gesetzmäßigen bzw. des Notwendigen ist – man darf damit nicht etwa behaupten, daß es keine Zufälle gäbe! Unsere beiden jungen Philosophen scheinen mir diese Folgerung aber zu ziehen! Natürlich gibt es auch dann den Zufall, wenn wir ihn in eine übergeordnete Gesetzmäßigkeit einordnen können, wie wir das soeben am Beispiel des Geschlechterverhältnisses getan haben. Oder bleibt es für Familie X etwa nicht zufällig, daß gerade sie drei Jungen bekam, während Familie Y von nebenan ein Mädchen und einen Jungen hat? Der Zufall wäre dann kein Zufall, wenn man der Familie X sagen könnte, warum ausgerechnet sie die drei Söhne hat.
Was haben wir nun – streng theoretisch gesehen – erreicht? Es ist folgender Grundsatz, den ich noch einmal herausstreichen möchte: **Viele Zufälle gliedern sich in bestimmte Gesetzmäßigkeiten ein. Die Bandbreite des Zufälligen wird dabei von eben dieser übergeordneten Gesetzmäßigkeit bestimmt.**
Ich habe bewußt „viele" Zufälle geschrieben, nicht aber „alle". Denn viele Ereignisse des täglichen Lebens, die wir auch als zufällig bezeichnen, lassen sich durch unser soeben erläutertes Schema von Einzelfall und Gesetz (oder, wie in der neueren Wissenschaft in der Regel dazu gesagt wird: Element und System) nicht erklären. Dazu gehören beispielsweise Ereignisse wie die, daß man zu einem bestimmten Anlaß dasselbe T-Shirt trägt wie die Freundin, aber natürlich unabgesprochen.

Darüber das nächste Mal!



Zum Bild des Monats

Bilder voller Lebensweisheiten

Die Bilder des Malers Rudolf Nehmer zeichnen sich durch einen klaren Aufbau aus. Und seine Malweise läßt auf äußerste Sauberkeit im Gebrauch der Farbe schließen. Dennoch entbehren seine Werke nicht der Lebendigkeit und Frische. Die technische Vollkommenheit war für den Maler immer eine Voraussetzung, um etwas Entscheidendes, eine Lebensweisheit oder einfach auch nur ein Erlebnis künstlerisch mitteilen zu können. Rudolf Nehmer ging es in seinen Bildern um die Deutung unseres Lebens, und er gab mit seinen Werken zu verstehen, daß der Alltag an allen Ecken und Enden dafür Stoff in Hülle und Fülle bereithält.

Es war weniger die Landschaft, als vielmehr das Stilleben und das Menschenbild, das den Maler fesselte und ihm Möglichkeiten eröffnete, seine „Bildwelt" aufzubauen. Diese Arbeit vollzog sich dann in einem unermüdlichen Prozeß, in dem die Vorstellungen des Künstlers von einem Menschen oder einem bzw. mehreren Gegenständen erst grob auf der Leinwand festgehalten wurden, ehe der Maler daran gehen konnte, das Bild immer mehr mit seinen eigenen Gedanken anzureichern und damit seine Lebenseinstellung zum Ausdruck bringen zu können.

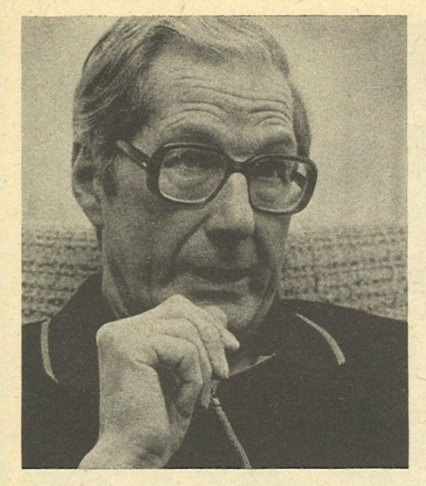
Rudolf Nehmer malte keine unverbindlichen Bilder. Immer sind es Werke, die uns zum Nachdenken auffordern. Mitunter besitzen seine Stilleben, oft alltäglich-vertraute Gegenstände, die er auf seinen Bildern zusammenfügte, einen versteckten Humor oder haben einen hintergründigen Sinn. Solche Werke sind natürlich nicht zum Selbstvergnügen geschaffen worden, sondern sie wenden sich direkt an uns.

So auch das Gemälde „Orbis pictus", das er im Jahre 1972 auf der Kunstausstellung in Dresden erstmals einer breiten Öffentlichkeit zeigte und das damals eine sehr starke Beachtung fand. Der Titel ist dem gleichlautenden Werk des tschechischen Denkers Jan Amos Komensky (1592–1670) entlehnt und lautet zu Deutsch: „Gemalte Welt". In diesem großen Gemälde erzählt Rudolf Nehmer mit Gleichnissen über die Welt, in der wir leben, und er regt damit an, nachzudenken. Es sind Dinge des Alltags, die der Maler vor eine weite Landschaft setzt. So reich die Bezüge dieser Darstellung auch sein mögen, ist es doch für uns kein unverständliches Bild. Der Maler bekennt sich darin zum Schöpfertum des Menschen in einer friedlichen Welt.

GERT CLAUSSNITZER

Rudolf Nehmer, „Nachbars gelber Kater", 1964

Farbrepro: VEB Verlag der Kunst Dresden



Sie hatten gewonnen

„Kommt alle mit!" rief Willi und beschrieb mit seinem rechten Arm einen Halbkreis. „Wir gehn zum Bürgermeister und verlangen Bezugsscheine für Schuhe und Milch!" Die Mädchen und Jungen aus Sterkrade, einer kleinen Stadt im Ruhrgebiet, blickten ihren achtzehnjährigen Pionierleiter skeptisch an. Zum Bürgermeister? ...

Ihre Reaktion wird uns verständlich, wenn wir wissen, daß sich dies 1931 zutrug, zu einer Zeit also, als die Bürgermeister nicht unbedingt zu den Freunden der Arbeiter und ihrer Kinder rechneten.

„Also, wollen wir?" Willi schaute in die noch immer zögernde Runde. Aus blassen schmalen Gesichtern blickten große Augen erwartungsvoll. Ärmlich waren die Kinder gekleidet, viele standen barfüßig auf dem Straßenpflaster. Millionen Menschen in Deutschland waren ohne Arbeit zur Zeit, die Eltern der meisten Pioniere hatten keine Einkünfte und litten Not.

„Na gut", sagte endlich ein langer Rothaariger mit Sommersprossen und setzte sich als erster in Bewegung. Wenn Willi etwas in die Hand nahm, hatte das stets einen tieferen Sinn. Ihr Pionierleiter war nicht auf den Kopf gefallen, er besaß Erfahrung, die sich bisher immer ausgezahlt hatte. Er lehrte sie auch, was Solidarität bedeutete.

Willi, das fiel dem langen Rothaarigen gleich am ersten Tage auf, besaß ein ausgeprägtes Gerechtigkeitsempfinden, und er dachte wie ein Arbeiter, obgleich Willi aus einer Schneiderfamilie kam. Doch was besagte das schon: Bei den Rentmeisters saßen acht Esser am Tisch, Willi war das sechste Kind – Reichtum konnte unter solchen Umständen wohl kaum in die kleine Werkstatt fließen. Und Willi fand schon sehr früh seinen Platz an der Seite der Revolutionäre, das hatte der Sommersprossige aus den Erzählungen seines Pionierleiters erfahren. Willi zählte keine sieben Jahre, als sich überall in Deutschland die Reaktion erhob; dieser Akt ging als Kapp-Putsch in die Geschichte ein. Die Arbeiterklasse – Kommunisten, Sozialdemokraten und parteilose Werktätige – verteidigten gemeinsam entschlossen die Demokratie; in ihrer Gegend kämpfte sogar eine Rote Ruhrarmee. Willi nun sah vom Fenster der Rentmeister-Wohnung hinaus auf die Straße, die über eine Brücke führte. Dort lag ein Rotarmist mit einem Gewehr und deckte den Rückzug seiner Genossen. Aus dem Lauf seiner Waffe fuhren helle Lichtblitze, und erst als die ganze Munition verschossen war, folgte er seinen Kameraden nach. Die Weißgardisten hetzten über die Brücke. Willis Mutter schüttelte entsetzt den Kopf: Diese armen Menschen. Sie wollen nur Arbeit und Brot – und dafür schießt man sie tot! – Als sie sah, wie der Gejagte auf ihr Haus zulief, stürzte sie die Treppe hinunter, um die versperrte Tür zu öffnen, damit der Genosse über den Hof flüchten konnte. Wenig später hörte Willi unten einige Schüsse fallen. Dann sah er die Leiche des ermordeten Revolutionärs an der Mauer liegen, die Putschisten waren schneller gewesen. Willi konnte dieses entsetzliche Bild nicht vergessen ...

Der Zug zum Rathaus war inzwischen beachtlich angewachsen. Willi schätzte rund zweihundert Kinder, die ihrer ersten Reihe folgten. Immer mehr Mädchen und Jungen schlossen sich ihnen an. „Wohin?" fragten die am Straßenrand Spielenden.

„Zum Bürgermeister!" antworteten die Pioniere.

„Und was wollt ihr da?"

„Milch und Schuhe!" rief man zurück, „kommt doch mit!"

Der Troß bewegte sich fröhlich lärmend durch die Stadt, obgleich der Anlaß alles andere denn heiter war. Da und dort reckte sich ein Kopf aus dem Fenster. Schnell aber wich die Neugier aus den Gesichtern der meisten und machte der Empörung Platz. „Unerhört!" zeterte ein korpulenter Herr aus einer protzigen Villa, „jetzt marschiert schon die Brut des Pöbels durch die Innenstadt!"

Willi tat, als hörte er das Gekeife nicht. „Schätzt mal, wieviel Zimmer das Haus dieses Zechenbesitzers hat – und wie viele Menschen darinnen wohnen?"

Die Antworten, die nach vorn gerufen wurden, besaßen alle ein Fragezeichen. Kein Wunder. Noch nie hatte einer von ihnen jemals seinen Fuß in so einen Prunkbau gesetzt. Fünf? Acht? Zehn?

Willi schüttelte jedesmal seinen Kopf. „Mindestens fünfzehn. Und wieviel Zimmer besitzt ihr?" Der Pionierleiter Willi kannte die Antwort. Er war häufig in der Barackensiedlung, in der die meisten seiner Pioniere zu Hause waren. Dort, am Rande der Stadt, mußten zuweilen acht bis zehn Menschen in einem winzigen Raum leben. Es fehlte die Luft zum Atmen und oft das Geld für ein Bett.

Schließlich erreichten sie das Rathaus. Willi Rentmeister drückte mit klopfendem Herzen am Portal die schwere Messingklinke nach unten und schob die Eichentür auf, die sich gleich einer Barrikade vor dem Eingang erhob. Ohne Scheu folgten die Kinder ihm nach. Vor der Bürotür des Stadtoberhauptes pflanzte sich allerdings ein uniformierter Beamter auf. „Hier dürfen Sie ..." Willi ließ ihn nicht ausreden und schob ihn einfach beiseite.

Drinnen thronte hinter einem gewaltigen Schreibtisch ein schnauzbärtiger Mann. Als er die unangemeldeten Besucher wahrnahm, griff er zum Zwicker, mit dem er irgendwelche Akten studiert hatte und hob ihn entrüstet von der Nase. Zorn färbte sein Gesicht dunkelrot. Verärgert über diese Störung wandte er sich lautstark an Willi, den Wortführer. „Was soll dieses Theater?" Der Angesprochene trat, von den nachdrängenden Pionieren geschoben, bis an den Schreibtisch heran. „Das sind Mädchen und Jungen von Arbeitslosen der Stadt. Sie hungern und haben keine Kleidung."

Der Bürgermeister schien gar nicht hinzuhören und rief stattdessen mit überschnappender Stimme nach dem Amtsdiener. Der versuchte sich auch durch die Tür zu zwängen, blieb aber stecken.

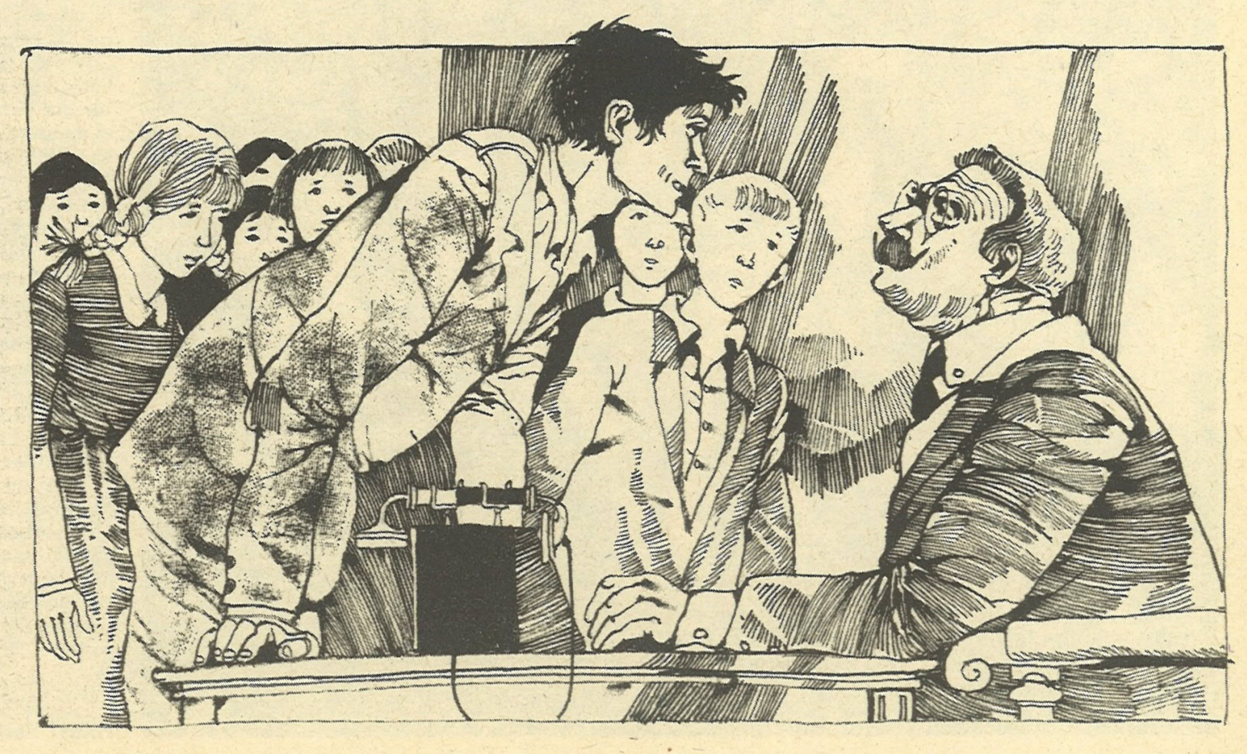
„Wir gehen hier nicht eher raus, bis wir Bezugsscheine für Milch und Schuhe erhalten haben!" erklärte Willi kategorisch und fiel in den Sprechchor mit ein, der in einer Ecke angestimmt worden war: „Wir wollen Schuhe! Wir wollen Milch!"

Noch einmal wollte der schwergewichtige Bürgermeister gegen die mehr als zweihundert Kinderkehlen anbrüllen, aber er begriff wohl die Lächerlichkeit seiner Bemühung. Resignierend ließ er sich in den Sessel zurückfallen und griff schließlich in eine Schublade zur Linken. Der Sprechchor verstummte, man hörte die Stahlfeder über das Papier kratzen. Das abschließende Krachen des Siegels auf die Unterschrift des Stadtoberhauptes ging bereits unter im Freudenjubel der Pioniere. Sie hatten gewonnen!

Willi Rentmeister, der Jungkommunist und Pionierleiter aus Sterkrade, ging fünf Jahre später nach Spanien, um dort mit der Waffe in der Hand die junge spanische Republik gegen die Faschisten zu verteidigen. Er kämpfte bis zu seiner Verwundung am Jarama mutig in den Internationalen Brigaden. Die deutschen Faschisten sperrten ihn später in Zuchthäuser und Konzentrationslager. Seit 1952 lebt Willi Rentmeister in der DDR, inzwischen ist er 73 Jahre alt.

FRANK SCHUMANN

Foto: Wolfram Schmidt
Zeichnung: Karl Fischer









»Grün-goldene« Tanzsternchen

Beim „Frösi"-Tanzturnier 1986 in Zittau gab es eine Massenbeteiligung wie nie – gewissermaßen DDR-Rekord!
Die ersten Pokalgewinner waren Stefan Meißner/Jeanette Lehmann vom Kindertanzkreis „Grün-Gold Görlitz" am Haus der Jungen Pioniere. Stefans ältere Schwester Heike mit ihrem Partner Stefan Zelder belegten in der nächsthöheren Turnierklasse den 2. Platz und stiegen damit in die Turnierklasse Schüler D auf. Dazu kam für „Grün-Gold" noch ein 5. und ein 7. Platz.
So war der Kindertanzkreis Görlitz plötzlich im Gespräch, zumal die Trainerin Johanna Krebs durch einige Freudenjodler ihre Ecke verraten hatte. Sie und das Haus der Jungen Pioniere, dem dieser Kindertanzkreis seit 1978 angehört, wollten wir nun näher kennenlernen.
Dufte Sache dort! Mit dem Mikrofon hätten wir natürlich die Stimmung live einfangen können, so müssen wir sie mit Worten schildern. Da sind wir schon bei der Trainerin. Sie bewegt hier alles, und alles bewegt sich durch sie. Wir sind gleich mittendrin in einem Tanzkindergarten. Alles Vorschulkinder, angemeldete, vorgestellte, begabte, unbegabte, gewissermaßen Testkinder für Musikhören, Taktgefühl, Takthalten, Schrittumsetzung nach Musik. Eine lustige, aber sehr harte Arbeit. Nicht immer mit viel Erfolgsaussichten, aber verbunden mit viel Einfühlungsvermögen und Spaß. Hier wird schon entschieden: Eignung für Kindertanz, Eignung für Ballett. Die Kleinen nehmen Absagen noch nicht so tragisch. Tränen gibt es meist nur bei Muttis oder Omis.
Fünf Kindergartenpaare haben grünes Licht zum Weitermachen und sind recht stolz darauf. Dann aber kommen die Kinder-Turnierpaare zur Trainingsstunde. Das sind acht „bestandene" Nachwuchspaare im Alter von 6 bis 8 Jahren. Dann die schon älteren: sechs Paare der Klasse Schüler, drei Paare Schüler E und ein Paar Schüler D. Kurzum: der Kindertanzkeis
Zunächst im Programm: Einarbeitung mit Gymnastik. Es folgt Raumaufteilung; Ballettstangen werden durch Stühle ersetzt, und für die Bodenübungen wählt sie Decken. Körperschulung wie bei Bühnentänzern also. Da es im Saal keine Spiegel gibt, ist die gegenseitige, aber auch Selbstkontrolle sehr wichtig. Das schärft den Blick für die richtige Schritt- und Figurenbeherrschung, verbessert ständig das Bemühen des einzelnen.
Vor Höhepunktturnieren gibt es natürlich richtige Trainingslager. Meist in den Winterferien. Turniertänzer sollen auch gute Schüler sein. Gesunder Ehrgeiz für Zensuren und fürs Tanzen. Man kann es ja verraten: Alle Tänzer haben Einsen und Zweien in der Schule und die wenigen „Hänger" werden kollektiv unterstützt. „Das ist viel besser als sie nicht tanzen zu lassen. Sie kommen schon wieder ran!" Ja, Frau Krebs stellt hohe Ansprüche. Sie schätzt Geradlinigkeit im Umgang miteinander, und es macht ihr Spaß, die Stärke jedes einzelnen herauszufordern und zu fördern. Ein echtes Kollektiv – beim „Frösi"-Pokal-Turnier immerhin 3. Platz im DDR-Maßstab, 1. Platz im Bezirk Dresden. Urkunden weisen aus: zweimal „Hervorragendes Volkskunstkollektiv" und im Oktober der Ehrentitel „Ausgezeichnetes Volkskunstkollektiv der DDR". Da haben natürlich auch Paare eine Aktie dran, die heute längst bei den Junioren tanzen und zum doch schon berühmteren Görlitzer Tanzkreis „Grün-Gold" wechselten.

ILSE JENKE

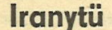
Fotos: Karl Werner Jenke

Ein Lied aus Sárospatak

Jährlich treffen sich im Juni Pionierräte aus ungarischen Schulen in einer historisch interessanten Stadt und gehen dort in einem touristischen Spiel auf die Spuren der Geschichte. Es sind Pionierräte, die als Beste aus einem Ideenwettbewerb der ungarischen Pionierrätezeitschrift „Iranytü" – zu deutsch „Kompaß" – hervorgegangen sind. Bei diesem Wettbewerb geht es um Ideen zur Gestaltung interessanter Gruppennachmittage. Im Juni vorigen Jahres war die Stadt Sárospatak Gastgeber und Gestalter dieses bereits 18. Pionierrätetreffens.

Seit neun Jahren ist auch „Frösi" ständig Gast dieser Pionierrätetreffen. In Sárospatak war unser Redakteur Manfred Heilmann dabei. Die Erlebnisse mit den Pionieren regten ihn an, für dieses und alle künftigen Treffen ein Lied zu schreiben. Der Text wurde dann gleich ins Ungarische übersetzt, die Musiklehrerin Katarina studierte das Lied mit einer Gruppe ihres Chores ein, und so wurde es noch während des Treffens gesungen. Titel: „Iranytü".

Foto: „Iranytü"



Iranytü



Text und Musik: Manfred Heilmann



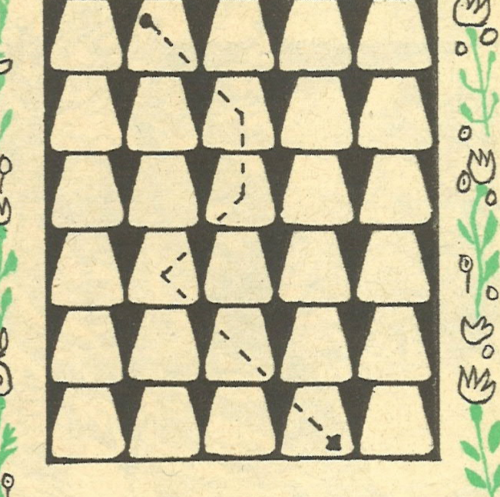
2. Freundschaftlich im Wettstreit
zeigen wir das Neuste hier.
Freude hat dann daran
jeder Pionier.
Und mit „Iranytü" ...



3. Fröhlich sein und singen
wollen wir auf dieser Welt,
darum tun wir, was den
Frieden uns erhält.
Und mit „Iranytü" ...



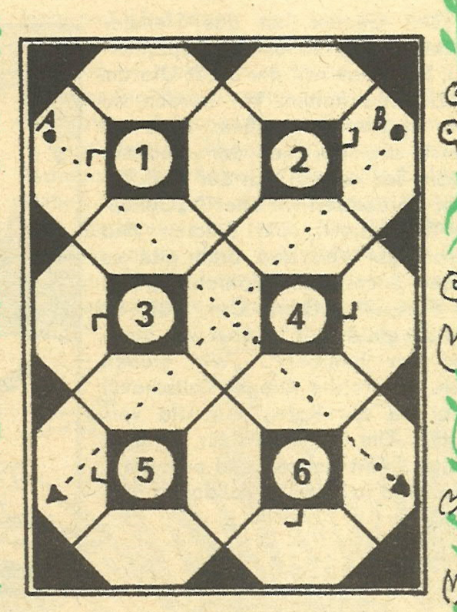
RATET MAL!



Verstecktes Tier

Ein Tier hat sich im Wald versteckt. Wenn die sechs genannten Bäume in der richtigen Reihenfolge untereinander in die Felder eingetragen werden, findet ihr das Tier in den markierten Feldern. Ahorn, Birke, Buche, Eiche, Esche, Weide.

Auflösung: Richtige Reihenfolge: Ahorn, Weide, Birke, Esche, Buche, Eiche = Hirsch.



Wabenrätsel

Die gesuchten vierbuchstabigen Begriffe sind in Richtung der Häkchen einzutragen. Die gestrichelten Felder nennen A von links oben nach rechts unten eine Gaststätte mit Übernachtungsmöglichkeit und B von rechts oben nach links unten ein Längenmaß. 1. langes Griffholz beim Barren, 2. Hafenmauer, 3. Einspruchsrecht, 4. Gemüsepflanze, 5. Körnerfrucht, 6. Ende einer Rennstrecke.

Auflösung: 1. Holm, 2. Mole, 3. Veto, 4. Bete, 5. Reis, 6. Ziel. A: Hotel, B: Meter.

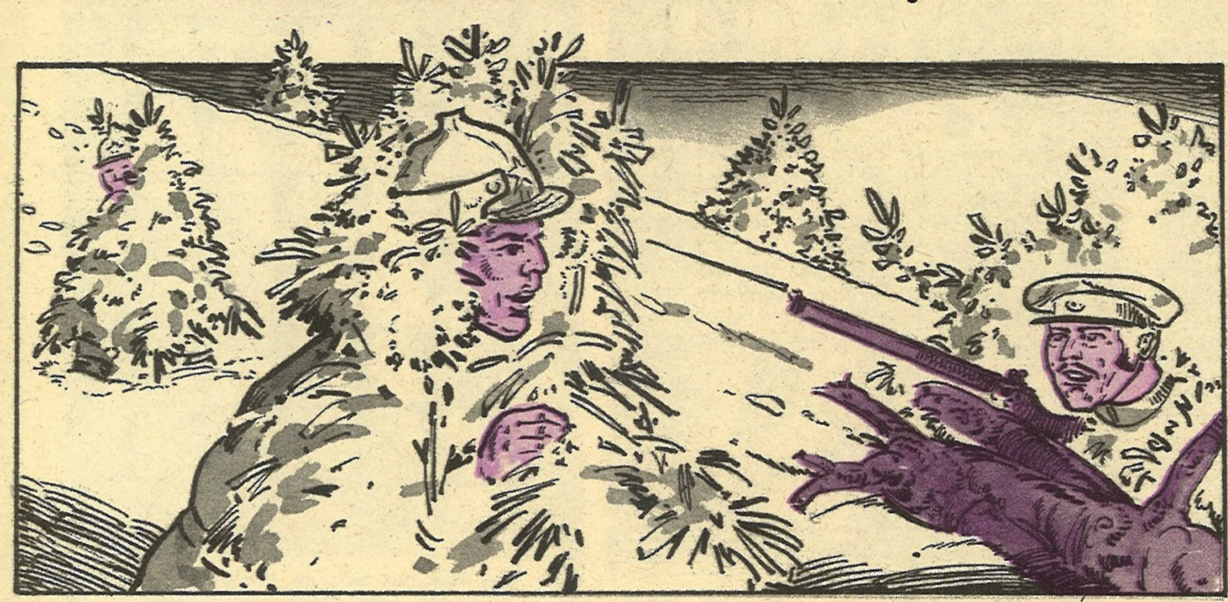
Rätsel: Volker Ulrich

TSCHAPAJEW

Teil II

Text: Prof. Dr. Jürgen Polzin
Zeichnungen: Helmut Zielke

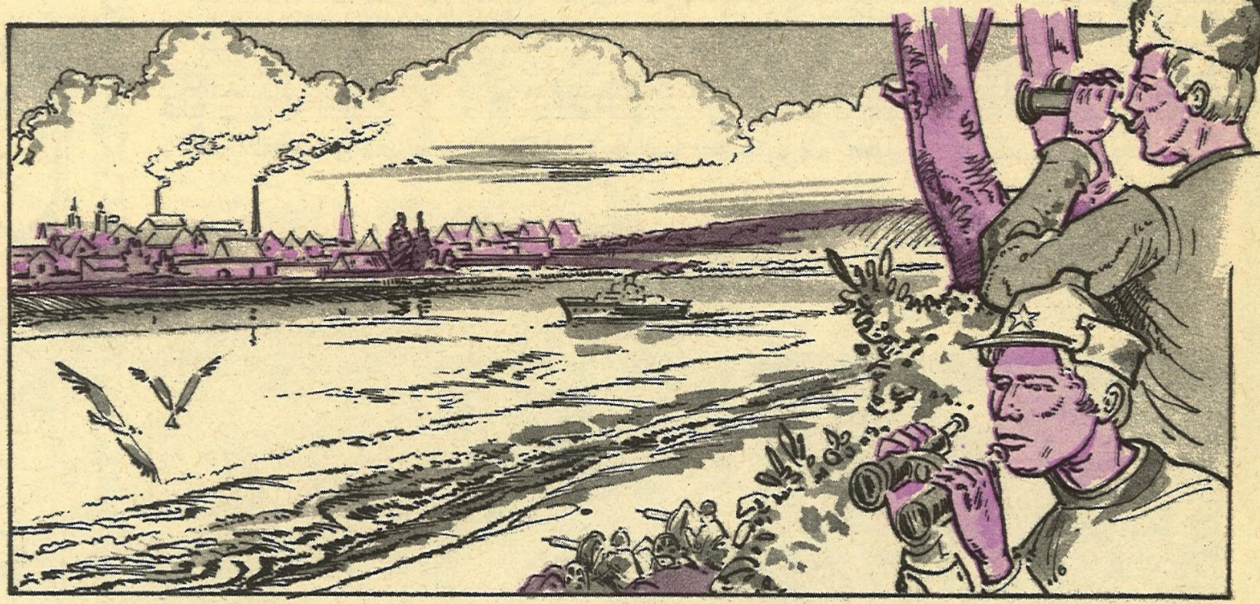
Der Kampf um Ufa

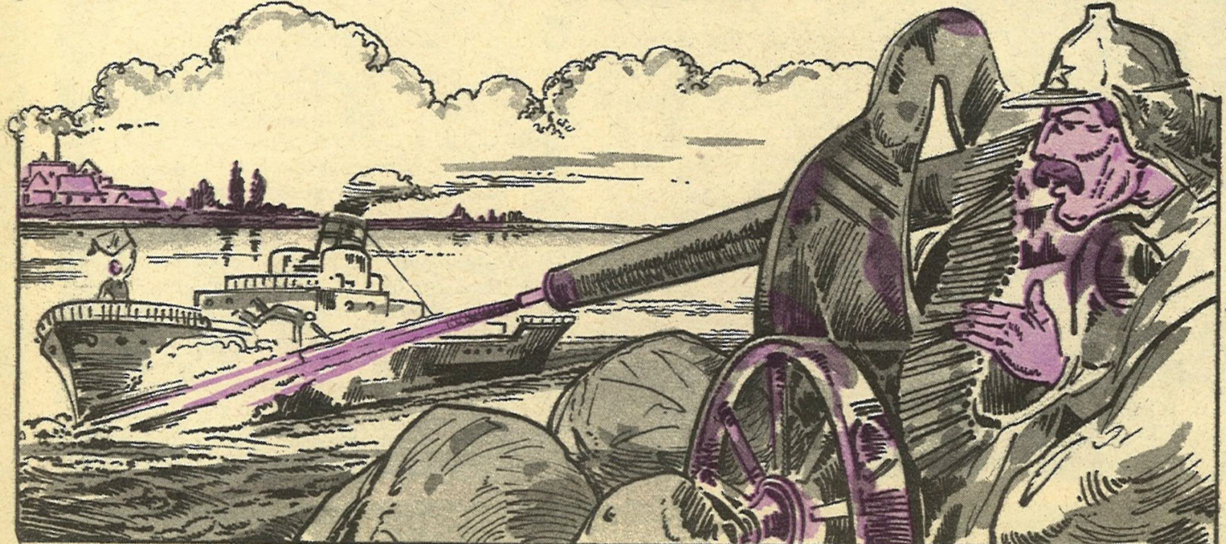


1. „Keine Geräusche! Der Feind ist nur wenige hundert Meter entfernt! Noch mehr Zweige! Ignatjew darf sich von einem Baum hier nicht unterscheiden!" „Und wir?" „Werden uns in die Sträucher verwandeln!"
„Brüder! Soldaten von Koltschak! Ihr seid betrogen worden! Man hetzt Bauern gegen Bauern! Die Offiziere sind eure Feinde! Nehmt sie fest und lauft zu uns über! Wir garantieren für euer Leben!"
„Hört nicht auf die Lügen der Roten, Soldaten! Jeder Überläufer wird erschossen! Maschinengewehre in Stellung! Dauerfeuer auf die Roten!" „Aber es ist doch niemand zu sehen." „Dauerfeuer!"

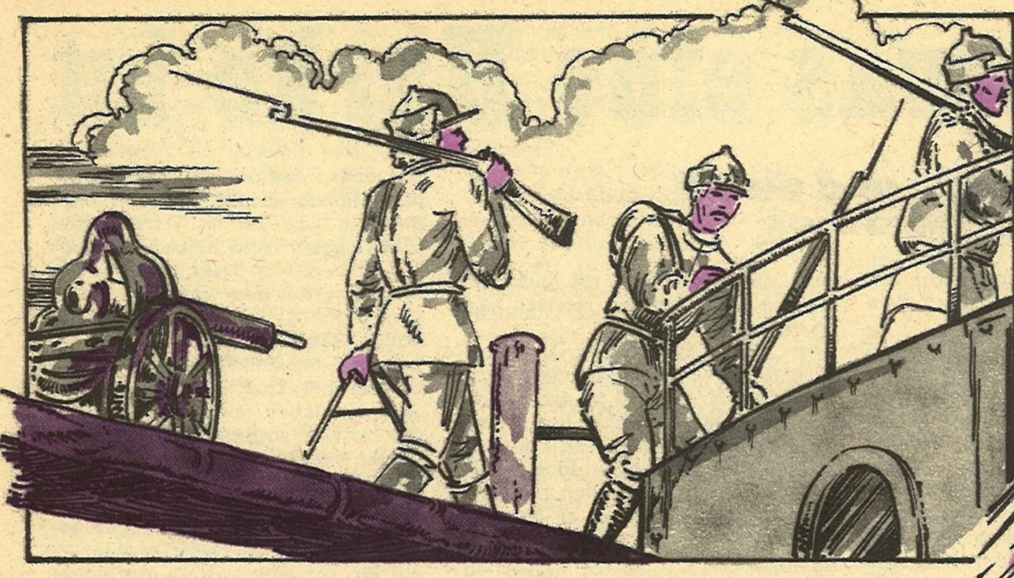
„Nicht schießen, roter Soldat! Wo bist du?" „Vor eurer Nase, was gibt's?" „Die Kameraden schikken uns. Was geschieht, wenn wir überlaufen?" „Nichts, ihr seid frei, könnt nach Hause gehen. Wie viele wollen denn überlaufen?" „Unsere ganze Gruppe!" „Hört zu! Gegen Morgen unternehmen wir einen Scheinangriff. Ihr entwaffnet eure Offiziere und kommt selbst waffenlos aus den Gräben." „Einverstanden!"
„Genosse Michailow und seine Jungs sind Prachtkerle! Da haben wir einen unblutigen Sieg errungen. Wenn es sein muß, gehen wir mutig in den Tod, doch durch die Idee des Genossen Michailow haben wie vielen einen sinnlosen Tod erspart."

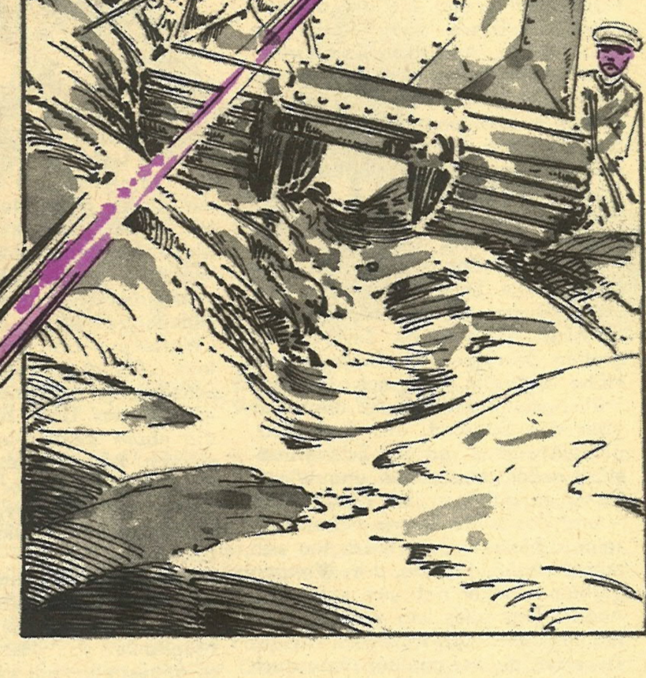
2. „Der Gegner hat das Steilufer stark befestigt, Genosse Tschapajew." „Ja, Koltschak will die Stadt Ufa um jeden Preis halten. Wir werden sie ihm trotzdem entreißen. Etwa 25 Werst stromab, bei der Siedlung Krasny Jar verengt sich der Fluß Belaja. Dort setzen wir über!" „Genosse Tschapajew! Alle Brücken sind gesprengt. Weit und breit gibt es weder Boote noch Fähren." „Gibt es Furten?" „Nein. Der Fluß ist überall gleich tief." „Aber wie kommen wir hinüber?" „Wir grüßen euch, ruhmreiche Krieger Koltschaks! Habt ihr die Roten von Ufa verjagt?" „Die halten uns für Weiße!" „Halt! Sofort stoppen und anlegen!" „Das sind ja Rote!" „Volldampf voraus!"





3. „Sofort stoppen! Stoppen!" „Die Offiziere schießen, Genosse Tschapajew!" „Haltet sie mit dem MG in Schach!" „Der Kapitän zeigt die weiße Flagge!" „Nicht schießen, meine Herren, wir legen an!" „Leise, Genossen! Wir wollen den Koltschaktruppen doch eine Morgenüberraschung bringen!" „Genosse Tschapajew, ich melde: Mein Regiment hat übergesetzt!" „Sehr gut. Ja, wenn der Koltschak uns nicht die Dampfer geschickt hätte ..."
„Bis hierher ist der Feind in Panik zurückgewichen, Genosse Tschapajew. Jetzt hat er sich festgesetzt. Mein Regiment allein wirft ihn nicht weiter zurück!" „Warte hier auf Verstärkung, Genosse Jelan!"





4. „Die Weißen greifen an! Was ist denn das für ein Ungetüm?" „Ein englischer Panzerwagen. Beruhige deine Rotarmisten, Genosse Jelan. Sie dürfen jetzt auf keinen Fall in Panik verfallen. Erkläre ihnen, was sie jetzt tun sollen." „Ruhig bleiben, Genossen. Noch ist der Panzerwagen zu weit entfernt. Bindet Handgranaten zu einer geballten Ladung zusammen. Die Sprengwirkung muß größer als bei einer einzelnen Handgranate sein."



5. „Soll ich werfen, Genosse Tschapajew?" „Warte, keine voreiligen Reaktionen. Laß den ‚Käfer' näher kommen. Du mußt eine ganz ruhige Hand haben und den richtigen Moment abpassen. Wirfst du zu früh, bedeutet das, daß die Handgranaten vor dem Panzerwagen niederfallen und die Explosion nur die Erde aufreißt, dem ‚Käfer' aber nichts tut. Wirfst du dagegen zu spät, detonieren die Handgranaten hinter ihm und du hast ihn ebenfalls nicht außer Gefecht gesetzt. Aber dann, mein Freund, dann bist du dran. So ein Ungetüm walzt alles Lebende nieder. Es ist wie ein eiserner Orkan. Unsere Feinde denken sich wahrlich teuflische Mordwerkzeuge aus. Sie wollen nicht nur unser Land, sie bedrohen auch unser Leben und das unserer Kinder. Also, Genosse, laß ihn rankommen! Und dann eine geballte Ladung genau unter die Ketten. Du wirst sehen, hilflos wird er stehenbleiben und die herausspringenden Feinde nehmen wir gebührend in Empfang. Achtung! Nimm dich vor dem MG in acht! Jetzt!" „Hurra! Getroffen! Genosse Tschapajew, ich habe ihn erwischt! Er bleibt stehen, kann nicht mehr auf uns zurollen! Das geschieht dir recht, du Ungeheuer. Wolltest uns in unser gutes Mütterchen Erde drücken! Das könnte dir so passen! Aber er hat ausgekämpft – zumindest seine Besatzung!"

Fortsetzung folgt

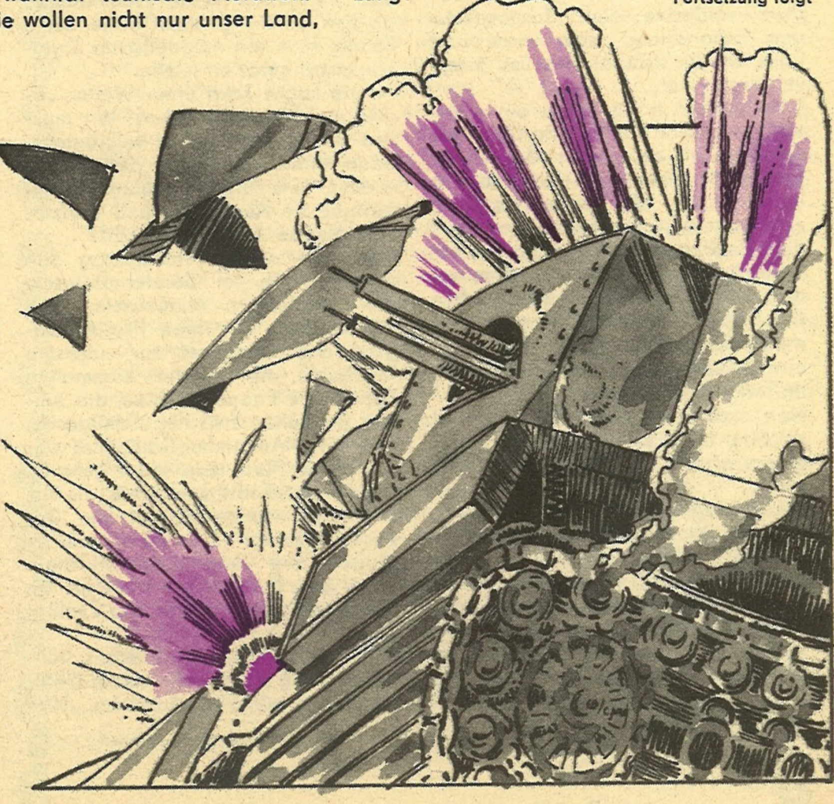
TSCHAPAJEW

Dmitri Furmanow, Kommissar und Kampfgefährte Wassili Tschapajews, schilderte seine erste Begegnung mit dem „Roten Reitergeneral" so: „Vor mir stand ein typischer Feldwebel, mit langem Schnurrbart, spärlichem, an der Stirn klebendem Haar. Die Augen blau, himmelblau, verstehend, der Blick entschlossen. Er war von mittlerem Wuchs, angezogen wie ein Kommissar, Frenchjacke und dunkelblaue Hosen, schöne Stiefel aus Hirschleder."

Wer war dieser junge und kühne Bolschewik?

Tschapajew, Wassili Iwanowitsch wird am 9. Februar 1887 als Sohn armer Bauern im Gebiet der mittleren Wolga geboren. Seine Jugend verbringt er als Hütejunge, und erst mit 31 Jahren lernt er mühsam lesen und schreiben. Als er von den Schlachtfeldern des ersten Weltkrieges heimkehrt, schließt er sich den Bolschewiki an. Die Partei berief junge und energische Kommunisten aus den Reihen der Arbeiter und Bauern als Kommandeure in die Streitkräfte der sich formierenden Roten Armee.

Tschapajew wird der jüngste Divisionsgeneral im Uralbezirk. Er befehligt die 25. Schützendivision und schlägt die konterrevolutionären Truppen Koltschaks bei Busuluk, Bugulma, Ufa und Uralsk. Niemals werden seine Truppen besiegt. Für seine Tapferkeit und seinen Mut erhielt Tschapajew den Rotbannerorden. Am 5. September 1919 wird seine Schützendivision bei Libtschensk von Weißgardisten überfallen. Schwerverwundet versucht er den Uralfluß zu durchschwimmen und kommt dabei um.



Die 6b zeigt, was eine Harke ist

Nikki und die 6b

SIBYLLE DURIAN

Nils Niklaus hätte eigentlich alle Hände voll zu tun. Daheim auf seinem Schreibtisch lagen Stapel von Diktatheften, Aufsätzen und Grammatikkurzkontrollen. Manche waren schon eine Woche überfällig, und die Kinder wurden ungeduldig. „Wollen Sie sich das Zimmer mit unseren Diktaten tapezieren?" hatte Kalle schon nachgebohrt ...

Aber es roch so herrlich nach Frühling in der Luft. Die Vögel zwitscherten, die Sonne gab Gastspiele für mehrere Stunden, und so sehr Herr Niklaus sich auch Mühe gab – es hielt ihn nicht im Zimmer. Mit großen Schritten, die Nase in die Höhe gestreckt, um tief die laue Frühlingsluft einzuziehen, stapfte er über den Schulhof, den Sportplatz, umkreiste das ganze Schulgrundstück nebst Schulgarten und Wiese. Bisweilen nahm er die Nase runter – und das sollte Folgen haben. Auf seinem blassen Gesicht zeigten sich hübsch rosige Flecken, die Wangen glühten, und er rieb sich heftig die Augen. Das alles war weniger dem Frühlingswind zuzuschreiben, als der Tatsache, daß er mit der Nase auch die Augen vom blauen Himmelszelt auf die Erde gesenkt hatte. Und was er da sah, trieb ihm das Blut in die Wangen und ließ die Augen tränen wie bei einem Spaniel mit Bindehautentzündung. Die hintere Hälfte des Schulgartens, die seit einem Jahr nicht mehr bearbeitet wurde, weil die Gartenfläche für die wenigen Unterstufenklassen zu reichlich bemessen war, hatte sich im letzten Winter in eine Gerümpelhalde verwandelt. Dosen, Papier, alte Kartons, Kinderwagenteile, Stuhlbeine – alles lag kreuz und quer auf dem Rasen und schien niemanden zu kümmern. Bis vor wenigen Wochen verdeckte eine Schneedecke den Schandfleck, aber nach und nach wurde sichtbar, was so lange verborgen war.

Nils Niklaus hatte schon ein paarmal mit den Kindern darüber gesprochen. In der 5a, in der 7c, in beiden 8. Klassen – und natürlich in seiner 6b. Man hatte ihm auch verständnisvoll zugehört und mit dem Kopf genickt. Ja sogar Tatortbesichtigungen hatten stattgefunden, aber geschehen war nichts. Oder doch – inzwischen waren noch mehr Tüten, Kistendeckel und sogar ein himmelblaues Klosettbecken ohne Fuß dazugekommen.

Nun muß man sich wirklich einmal in seine Lage versetzen: Was bleibt einem armen Lehrer anderes übrig, als ...

Am Freitagmorgen betrat Herr Niklaus das Klassenzimmer mit sorgenumwölkter Stirn. Auf den ersten Blick sah die 6b, daß ihr geliebter Nikki schweren Kummer mit sich herumschleppte.

„Vielleicht sind die Diktate so schlecht ausgefallen", überlegte Jens. „Oder er hat in der Mittwoch-Ziehung vom Tele-Lotto scharf daneben getippt", unkte der dicke Schorschi.

„Meine Lieben", sagte Nils Niklaus mit tiefer, trauriger Stimme. „Es ist mir etwas ganz Dummes passiert. Ich wollte heute zehn Mark in die Klassenkasse einzahlen, für unseren Wandertag, ihr wißt ja ..."

„Aber das ist doch nichts Dummes", widersprach Julia. „Im Gegenteil!"

„Wartet nur ab", stöhnte Herr Niklaus. „Als ich gestern durch unseren Schulgarten spazieren ging, habe ich mir das Geld zurechtgelegt, in die obere Jackentasche wollte ich's stecken. Aber in diesem Augenblick kam so ein verflixter Frühlingswindstoß – und huii – flogen meine zehn Mark davon ..." Die 6b seufzte im Chor.

„Richtig weggeflogen?" wollte Kalle wissen. „Auf Nimmerwiedersehen?"

„Nun ja – es gäbe vielleicht eine Möglichkeit ..." Herr Niklaus starrte angestrengt auf seine Fußspitzen. „Richtig weggeflogen ist der Geldschein nicht. Er ist gleich danach gelandet. Aber mitten in dem ganzen Müll und Gerümpel. Na, ihr wißt ja, wie es da aussieht ..."

„Zehn Mark", sagte Schorschi gedehnt. „Das sind ... zwölfeinhalb Currywürste oder fünfzig Brausen oder zweihundert Schrippen ..." Ergriffen hielt er inne. „Das Geld müssen wir finden!"

„Klar", riefen jetzt alle durcheinander. Die tollsten Vorschläge wurden gemacht. Die einen wollten den Müll durch ein großes Sandsieb schütten, die anderen bedauerten, daß ihr Lehrer keine Heftklammer an den Schein gemacht hatte, sonst könnte man ein magnetisches Geldscheinsuchgerät einsetzen.

Anette sagte nach einer Weile: „Es gibt nur eine Möglichkeit: Wir müssen den ganzen Schutt wegräumen, dann finden wir auch den Schein wieder. Nils Niklaus schlug schuldbewußt die Augen auf und seufzte: „Ich glaube Anette hat recht!"

Noch am selben Nachmittag sah man die 6b im Sondernoteinsatz den Schulgarten entrümpeln. Zwei Väter fuhren mit ihren Pkw-Anhängern das Gerümpel zur nächsten Müllhalde, die Mädchen sammelten Papier und Pappe in Säcke, die Jungen pendelten zwischen Schulgarten und SERO-Annahme. Schließlich war der ganze Platz leer, sogar geharkt. Die 6b stand ratlos im Kreis, die Ärmel noch hochgekrempelt, die Gesichter staubig. „So'n Mist", knurrte Kalle. „Von dem Zehnmarkschein keine Spur!" „Den hat vielleicht 'ne Elster geklaut", meinten die Zwillinge.

„Aber nein", rief Herr Niklaus fröhlich und zog einen nagelneuen Geldschein aus seiner Jackentasche. „Hier sind die zehn Mark! Ich muß mich wohl geirrt haben, sie steckten noch in meiner Tasche ..."

Das Johlen der 6b war kilometerweit zu hören. Also reingelegt hatte sie dieser Nikki! Und sie waren darauf reingefallen! Dabei kennt doch jedes Kind die alte Geschichte von dem Bauern und seinen faulen Söhnen. Er behauptete, einen Schatz in seinem Acker vergraben zu haben – nur damit die Söhne das Feld umpflügten ...

Als sie sich gewaschen hatten und Herr Niklaus feierlich die Klassenkasse öffnete, waren sie doch sehr stolz, als außer den zehn Mark auch noch neunzehn Mark und dreißig Pfennige von der SERO-Annahme dazukamen. „Das wird ein Wandertag", schwärmte Schorschi. „Neunundzwanzig Mark dreißig, das sind sechsunddreißigeinhalb Currywürste und einhundertsechsundvierzig Brausen, und ..." „Mensch, nun hör bloß auf!" Anette wurde ganz mulmig von dem Gedanken an soviel Essen und Trinken. „Habt ihr denn nicht gemerkt, was los ist?" fragte sie. „Unser lieber Nikki hält uns für faule Flaschen. Nur deshalb hat er sich die Sache mit dem Geldschein ausgedacht!" „Gemeinheit", knurrte Kalle. „Ausgerechnet er, wo die Diktathefte nun schon seit neun Tagen auf seinem Tisch schmoren!" „Na und, wir haben ihn ja auch schmoren lassen", sagte Jens, der keinen großen Wert auf die Diktathefte legte. Bis jetzt hatte er allein sechs Fehler entdeckt. „Im März hat er uns doch schon von dem Gerümpel erzählt, erinnert ihr euch?" Nun ja, die 6b erinnerte sich dunkel. Aber das war noch lange kein Grund zu glauben, daß die Klasse ...

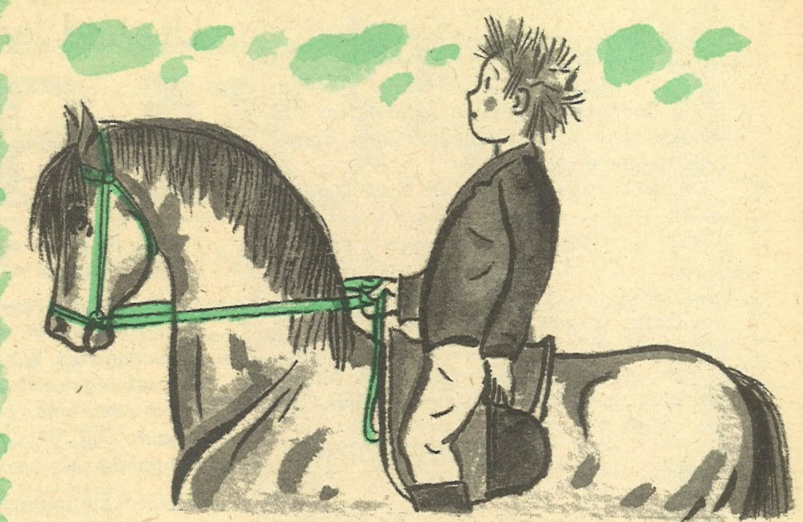
„Wir werden's ihm zeigen", sagte Julia und bekam rote Wangen vor Eifer. „Jetzt haben wir den Schulgarten saubergemacht, jetzt richten wir ihn auch her. Die Kleinen schaffen das nicht allein. Wir übernehmen den hinteren Teil und zeigen Nikki mal, was 'ne Harke ist. Der wird Augen machen, sage ich euch!" Die 6b litt eigentlich selten



an Arbeitswut, aber jetzt war es etwas anderes. Ihre Pionierehre war in Gefahr! Gleich am nächsten Wochenende ging's los.
Umgraben und Harken übernahmen die Jungen. Die Mädchen hatten sich von daheim, vom Hausmeister und aus der Gärtnerei junge Pflanzen und Samen mitgebracht. Gegen 16.00 Uhr erschien Nils Niklaus im Schulgarten. Er schleppte Tüten mit Streuselschnecken im Arm. Aber die 6b hatte keine Zeit für eine Picknickpause. Herr Niklaus sah sich um. Er kam aus dem Staunen gar nicht heraus. So aktiv hatte er seine Klasse noch nie erlebt.
Die Zwillinge bauten eine furchterregende Vogelscheuche aus einem alten Schrubber, einer Kittelschürze und einem riesigen Strohhut, der sicher vor zwanzig Jahren einmal allerneueste Mode war. Jens strich sorgfältig mit leuchtend gelber, blauer und grüner Farbe die Stützstöcke für die Tomatenpflanzen an. „Sieht das nicht toll aus?" strahlte er. Anette ging mit Lappen und Bürste einem Vogelnistkasten zuleibe. „Überall muß groß reinegemacht werden", sagte sie und schüttelte den staubigen Lappen aus, daß Herr Niklaus einen Hustenanfall bekam. „Um Himmels willen!" rief er dann. „Was macht ihr da oben auf der Leiter?" Die Zwillinge hatten die Vogelscheuche fertig und turnten mit einem riesigen, ausgedienten Ballnetz unter dem Apfelbaum herum. „Wir spannen ein Netz unter die Zweige", strahlte Mike. „Dann haben wir im Herbst kein Fallobst!"
Nur mit großer Mühe konnte Herr Niklaus sie überreden, die Leiter zu verlassen und Sabine und Elke zu helfen, schwarze Folie über das Erdbeerbeet zu spannen. Für jede Pflanze wurde ein Loch hineingeschnitten. „Da werden sich aber die Brennesseln ärgern", sagte Kalle. „Jetzt ist Schluß mit dem blöden Unkrautjäten." Jens hatte alle Spaten und Hacken angeschliffen und machte sich nun daran, kreisrunde Baumscheiben um die Bäume zu graben. „So ein Baum braucht Platz und Luft", sagte er und streichelte liebevoll die Rinde der kleinen Kirschbäume. Uwe und Schorschi schleppten Latten, Nägel und Hämmer heran. „Was wollt ihr denn bauen?", fragte Herr Niklaus erstaunt. „Eine Sommerlaube zum Kaffeetrinken?" Da sieht man mal wieder den blutigen Laien! „Wir bauen ein Klettergerüst für die Rosen, damit sie nicht runterfallen und die Köpfe abbrechen", klärten sie ihn geduldig auf. „Aha", nickte Nils Niklaus. Martin drückte ihm ein feuchtes Tuch in die Hand. „Wollen Sie uns ein bißchen helfen?", fragte er. „Gern", sagte Herr Niklaus. „Was soll ich tun?" „Helfen Sie mir bitte Staub auf den Blättern der Himbeerbüsche zu wischen. Wir wollen ja schließlich saubere Früchte bekommen!" „Ach so", sagte Herr Niklaus verwirrt. „Deshalb ...". Aber bevor er beginnen konnte, sah er, wie Kalle mit einem Stöckchen Löcher in die Beete bohrte. „Ach, du willst sicher Bohnen stecken?" fragte Nils Niklaus eifrig. Das hatte er als Kind im Garten seiner Großmutter machen dürfen. „Nee", sagte Kalle und schüttelte den Kopf. „Ich will ein paar Ausgänge für die Regenwürmer bohren, damit sie sich auch richtig wohl fühlen. Regenwürmer sind enorm wichtig für den Boden!"
„Ja, natürlich", stotterte Herr Niklaus. „Vielleicht sollten wir einen hübschen Bau für die Haselmäuse anlegen, gleich hinten, unter dem Haselnußbusch ...". „Klar", sagte Kalle erfreut, „das ist die Idee! Alle mal herhören ..."


Zeichnung: Friedrun Weißbarth

Hallo, liebe „Frösi"-Leser! Da hat sich die 6b wohl ein bißchen zuviel vorgenommen, oder? Wenn ihr euch die Geschichte noch einmal in Ruhe durchlest, fallen euch bestimmt ein paar Dinge auf, die völlig unsinnig sind. Klar, einen Garten anlegen macht Arbeit. Aber sooo viel Arbeit nun auch wieder nicht! Nehmt euch eine Postkarte und schreibt uns alle Arbeiten auf, die euch überflüssig erscheinen. Außerdem interessiert „Frösi" sehr, welche Arbeiten, Erfolge oder Ernteergebnisse ihr im Schulgarten leistet und erzielt habt. Es warten wieder viele lustige Preise auf euch! Unsere Anschrift: Redaktion „Frösi", Kennwort: Gartenputz, Postschließfach 37, Berlin 1056. Steckt eure Karten bis zum 30. Juni 1987 in den Kasten! Wir freuen uns schon sehr auf eure Post.



Das erste Turnier

Endlich, endlich ist es soweit, er darf mit zum ersten Turnier. Karli ist im März zwölf Jahre alt geworden, das heißt, er ist startberechtigt. Seit zwei Jahren reitet er den goldfarbenen Fuchs „Diolen" und fiebert schon lange seinem ersten Wettkampf entgegen.
Herr Wenzel, der Übungsleiter, ist mit dem Jungen sehr zufrieden. Jetzt geht er noch einmal durch den Stall und schaut nach, ob die Reiter ihre Pferde richtig geputzt haben.
„Na, Jungs, alles fertig? Dann man los!"
Der Turnierplatz, von großen Pappeln umsäumt, die bunten Hindernisse und das fein geharkte Dressurviereck flößen Karli Bewunderung und Respekt ein. Hier wird er nun heute reiten. Zum erstenmal trägt er die schwarze Jacke und weiße Hosen. Bloß die Handschuhe nicht vergessen und die Stiefel noch einmal überputzen!
Als er mit „Diolen" auf den Abreiteplatz kommt, durchfährt ihn gleich der erste Schreck. Die anderen Wettkampfteilnehmer tun so, als wären sie allein auf dem Platz. Sie rennen ihn fast um, und der Fuchs kommt sofort aus dem Tritt. Beruhigend klopft ihm der Junge auf den Hals. Da ruft auch schon Herr Wenzel: „Karli, paß auf, der nächste bist du!"
Karli setzt sich kerzengerade und blickt forsch drein. Er nimmt sich mächtig zusammen, und doch meint er, man müsse sein Herz schon von weitem klopfen hören. Ob wohl alles gut geht? Wie werden die Kampfrichter sein? Ob sein Pferd ruhig bleibt? Da, jetzt wird „Diolen" aufgerufen. Er ist dran.
Karli nimmt die Mütze ab und grüßt. Seine hellen Haare stehen in alle Himmelsrichtungen, und seine blauen Augen schauen ernst und konzentriert.
„Im Arbeitstrab auf die rechte Hand gehen", hört er das Kommando. Er gibt dem Tier eine Parade und will anreiten, aber „Diolen" rührt sich nicht von der Stelle. Karli setzt sich fest in den Sattel, treibt, aber nichts tut sich. Der Fuchs steht. Die Augen des Jungen werden groß, und sein Herz macht ein paar unregelmäßige Schläge. Was ist los? Was hat er falsch gemacht? Was wird Herr Wenzel sagen? Während tausend Ängste sein Herz beschleichen und er an sich verzweifeln will, merkt er plötzlich, was da vor sich geht. Sein Pferd stallt. Ein kräftiger Urinstrahl gräbt ein tiefes Loch in das säuberlich geharkte Dressurviereck. Karli wird hochrot. Alles hat er sich im voraus ausgemalt, alles, was so passieren kann, aber doch nicht so etwas! Er ist so hilflos, weiß nicht ein noch aus. Verzweifelt blickt er um sich. Am liebsten würde er absteigen und weglaufen, sich verkriechen. Zaghaft sieht er auf den Hauptrichter. Es ist eine Frau. Ihre Augen treffen sich, und auf einmal wird ihm ganz warm ums Herz. Sie lächelt, schüttelt leicht den Kopf, das bedeutet, es ist alles halb so schlimm.
Tapfer setzt er den Wettkampf fort, nachdem sein Fuchs endlich fertig ist. Es klappt auch alles gut, sogar der Galopp mit hingegebenem Zügel, vor dem er sich doch ein bißchen gefürchtet hatte. Schweißperlen stehen ihm auf der Stirn, kitzeln unter der Nase, die Haare sind pitschnaß, als er die Mütze abnimmt zum Gruß.
An der Anschlagtafel stehen die anderen Jungen seiner Truppe. Jürgen grient: „Na, dein Zossen hat sich ja ein Ding geleistet. Ich wär' vor Lachen fast geplatzt." Karli beißt sich auf die Lippen. Wenn der Spinner doch bloß geplatzt wäre! Er ist wütend, aber da kommt schon Herr Wenzel und schiebt die Jungen beiseite. „Na, na, nu redet man kein dummes Zeug. Ihr habt doch hoffentlich gesehen, daß unser Lütter sich gut gehalten hat, oder?"
Da ist Karli froh. Er strahlt Herrn Wenzel an, alle Aufregung vor dem ersten Turnier ist nun vorbei. Er hat es geschafft.

REGINA DORN

Zeichnung: Christine Klemke

Der Fund

Zwei Männer wanderten zusammen des Weges. Plötzlich fanden sie einen Kamm und begannen zu streiten:
„Der Kamm gehört mir, ich habe ihn zuerst gesehen!" schrie der eine.
„Aber ich habe ihn aufgehoben!" rief der andere.
Den Streit hörte ein dritter. Als er erfahren hatte, worum sie sich stritten, sagte er lachend:
„Wozu streitet ihr euch um einen Kamm. Ihr habt doch beide kein einziges Haar auf dem Kopf . . ."

JAKOB GOGEBASCHWILI

Der Wecker

Die Lehrerin sah Pjotr strafend an.
„Du bist schon wieder eine ganze Stunde zu spät gekommen."
„Ich habe wieder verschlafen", seufzte Pjotr unglücklich.
„Schämst du dich gar nicht?"
„Doch . . ."
„Ihr müßt euch einen Wecker kaufen."
„Wir haben einen . . ."
„Dann stell ihn, damit er dich weckt."
„Ich stelle ihn jeden Abend", beteuerte Pjotr.
„Läutet er denn?"
„Natürlich."
„Warum stehst du dann nicht auf?" fragte die Lehrerin ärgerlich.
„Aber er läutet doch immer, wenn ich schlafe . . ."

W. BIRJUKOW

Zuviel verlangt

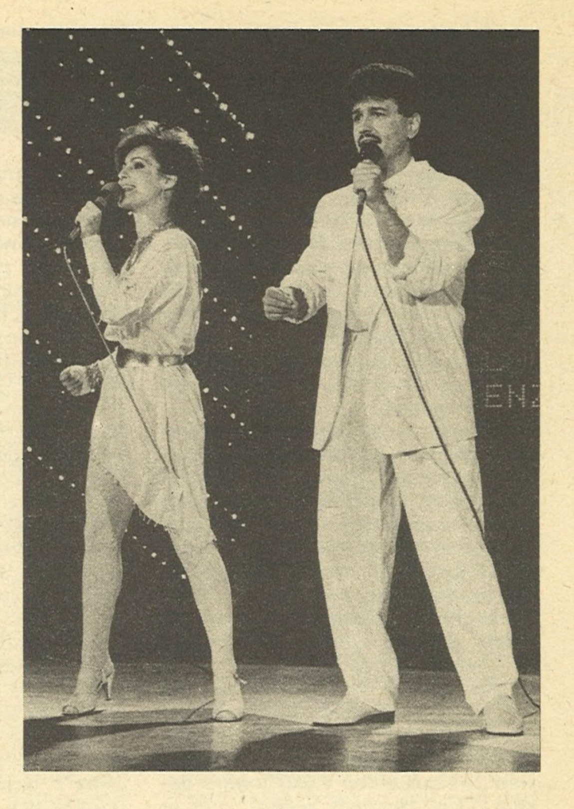
„Kannst du mir deinen Bleistift leihen?" fragte Wowka seinen Banknachbarn Igor. „Ich habe meinen vergessen."
Igor gab ihm einen.
„Kannst du mir auch ein Blatt von deinem Zeichenblock geben?" fragte Wowka wenig später. „Ich habe ihn auch zu Hause gelassen."
Bereitwillig lieh ihm Igor auch Zeichenpapier.
Danach folgten ein Filzstift, ein Zirkel und ein Kamm . . .
Schließlich wurde Wowka an die Tafel gerufen. Und weil er nichts wußte, bekam er eine Fünf.
„Bring mir dein Tagebuch!" sagte die Lehrerin.
Wowka flüsterte Igor zu: „Ich habe auch mein Tagebuch vergessen. Kannst du mir deins leihen?"

W. BERISHNIKOW

Aus dem Russischen übersetzt von Thea Woboditsch

Ute und Jean mit . . .

Zweierlei



FRÖSI: Ihr beide seid ein Gesangsduo. Stimmt ihr deshalb in Eurer Meinung immer überein?

JEAN: Was unsere gemeinsame Arbeit auf der Bühne anbelangt, so gibt es kaum Meinungsverschiedenheiten. Wir würden sonst sicher keinen Ton herausbringen. Obwohl wir charakterlich doch sehr verschieden sind, haben wir uns gut zusammengerauft. Der Meinungsstreit über erfolgreiche Lieder gehört selbstverständlich zu uns.

FRÖSI: „Sprungbrett", die Fernsehtalentesendung, war auch Euer Sprungbrett zum Erfolg. Wie habt Ihr Euch eigentlich kennengelernt?

JEAN: Ich gehörte seit 1982 der Gesangsformation „Pique 5" an. Dort habe ich auch Ute kennengelernt. Knappe drei Jahre arbeiten wir nun schon als Gesangsduo zusammen. Es macht uns großen Spaß. Inzwischen waren wir bei „bong". Gastspiele führten uns in die Sowjetunion und die Mongolische Volksrepublik. Angefangen haben wir beide als Amateursänger.

FRÖSI: Habt Ihr auch schon als Pioniere gern gesungen?

UTE: Ich wollte um jeden Preis in einem Chor singen. Dafür habe ich gekämpft mit allem, was ich zur Verfügung hatte: mit Kullertränen und einem riesengroßen Dickkopf. Schließlich hatte ich es geschafft. Ich war über viele Jahre im Rostocker Pionierchor, auch in einem Singeklub aktiv, und Jean spielte die Tuba im Zöberitzer Pionierblasorchester.

FRÖSI: Wir haben gehört, daß Jean auch Segelflieger war.

JEAN: Richtig gehört! Mit 14 Jahren saß ich schon in einem Segelflugzeug. Später hatte ich mich zwischen Singen oder Fliegen zu entscheiden. Ich entschied mich für das Singen.

FRÖSI: Wenn ein sängerisch begabter Pionier einen ähnlichen Weg einschlagen will wie Ihr, was sollte er unbedingt tun?

UTE: Sich möglichst schnell umsehen, wo über den Unterricht hinaus – zum Beispiel in einem Pionierhaus – gesungen wird und einfach mitmachen. Unbedingt und beharrlich ein Instrument lernen. Vielleicht wie ich Gitarre und nach Möglichkeit an Treffen und Ausscheiden junger Talente teilnehmen.

FRÖSI: Welche ganz persönlichen „Weltrekorde" habt Ihr in Eurer noch jungen Laufbahn bisher schon aufgestellt?

UTE: Im vergangenen Jahr habe ich etwa 8000 rechte Hände von Zuschauern geschüttelt. Mit Jean bin ich in der gleichen Zeit etwa 65 000 Kilometer im Auto zwischen Ostsee und Fichtelberg hin- und hergetourt, um unser Publikum für unsere Musik zu begeistern. Schließlich ist es uns noch gelungen, innerhalb von nur zwei Jahren unsere erste Langspielplatte „Zärtlichkeit" zu produzieren. Wenn das keine Rekorde sind!

FRÖSI: In welchen Eurer Titel seid Ihr ganz besonders verliebt?

JEAN: Ich glaube, am ersten hängt man doch eine ganze liebe Weile. Das war bei uns „Halt mich". Die Zeit ist weiter gegangen. Im Moment ist es der Titel „Feuer und Eis". Unser Publikum beeinflußt uns da auch ein bißchen, denn besonders an den Zugaben merkt man, was so ankommt.

FRÖSI: Was ist nach Euren Erfahrungen die beste Mixtur für einen guten Titel?

JEAN: Ein guter Text, eine ins Ohr gehende wohlklingende Melodie, die rhythmisch für die Bühne in Noten gesetzt wurde und natürlich mit Herz und Stimme gesungen wird.

FRÖSI: Vor welchen Überraschungen ist man als Schlagersänger nie sicher?

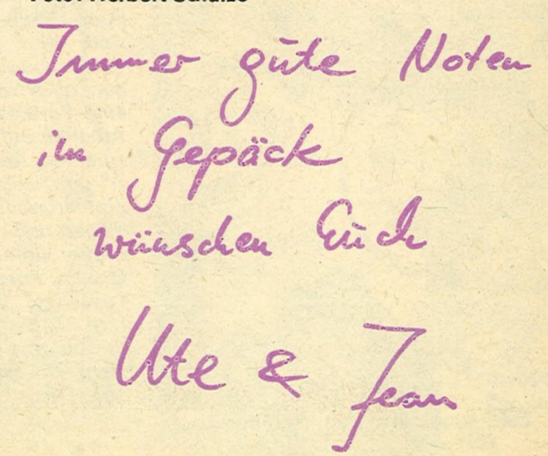
UTE: Vor durchaus ungewöhnlichen Reaktionen des Publikums wie Blumensträußen, Umarmungen, stürmischen Küssen, lahmgelegten Mikrophonen, durchhängenden Kabeln und einer Band, die urplötzlich etwas ganz anderes spielt.

FRÖSI: Ganz zum Schluß. Was ist Eure ganz persönliche Note?

JEAN: Alle unsere Titel sind direkt für unsere Stimmen geschrieben. Ute singt sehr hoch, ich etwas tiefer. In einer gemeinsamen Tonlage zu singen, gelingt uns deshalb nie. Wir denken schon, daß darin so etwas wie unsere ganz persönliche Note liegt.

Musikalisches Zweierlei von Ute und Jean erfuhr Ralf Kegel

Foto: Herbert Schulze





Meine lieben „Frösi"-Freunde!

Ich sage euch, allen FDJ-Mitgliedern und den 60 000 Bürgern der DDR, die im Kulturbund ihre Freizeit dem Naturschutz widmen, Dankeschön! Selbstverständlich gibt es bei uns viele Landschafts- und Naturschutzgebiete. An Elbe und Peene bin ich, der Biber, wieder zu Hause. Meine Freunde, die Fischotter, Weiß- oder Schwarzstörche, Großtrappen, Lurche und seltene Pflanzen werden aufmerksam gehegt. Ich habe viel von der FDJ-Aktion „Gesunder Wald" gehört und schätze eure Mitarbeit in Arbeitsgemeinschaften. Dabei helfen euch Lehrer, Pionierleiter, Mitglieder der Patenbrigaden, Wissenschaftler, Förster oder Genossenschaftsbauern. Da ihr immer neugierig auf Neues seid, erzähle ich euch heute auf acht Seiten mehr über geschützte Tiere und Pflanzen unserer Heimat. Und vielleicht habt ihr Lust zu erraten, an welchen meiner Freunde ich gerade geschrieben habe.

Also, dann ab die Post! Die „Biber-Post" natürlich!

BAUMEISTER MIT SCHARFEN ZÄHNEN

Größe: Größtes Nagetier unserer Heimat. Gewicht durchschnittlich 18 kg.
Lebensraum: Lebt an Bächen, Flüssen, Altwässern und Weihern. Verbringt die meiste Zeit im Wasser.
Nahrung: Baumrinde und Blattwerk (Pappel, Weide, Erle, Birke) Kräuter, Seerosen, Schilf. Stets vegetarische Nahrung.
Geschichte: Der Biber ist eines der ältesten Säugetiere. Wegen seines besonders dichten Pelzes (10 000 Einzelhaare je Quadratzentimeter) im 19. Jahrhundert in Deutschland fast ausgerottet. Durch einen glücklichen Zufall überlebten einige Biber an der Elbe und ihren Nebenarmen zwischen Torgau und Magdeburg.
Verbreitung: Nordamerika, Asien, Skandinavien, UdSSR, VR Polen und Mitteleuropa.
Besonderes: Biber sind geschickte Baumeister und Wasseringenieure. Sie fällen Bäume zimmermannsgenau mit meißelscharfen Zähnen und legen für ihren Abtransport Schleppstraßen und Schleppkanäle an. Aus den Zweigen bauen sie ihre pyramidenförmigen, bis zu drei Meter hohen Knüppelburgen, deren Eingang stets unter Wasser liegt.
Biber sind in der Lage, durch Knüppeldammbauten den zu ihrem Schutz und zum Nahrungstransport nötigen hohen



Wasserstand herzustellen, bzw. zu regulieren. Mit dieser Fähigkeit stehen sie im Tierreich einzigartig da.
Gegenwart: Rettung des Elbebibers dank erfolgreicher Bemühungen unserer Regierung auf dem Gebiet des Natur- und Umweltschutzes. Das nicht mehr bestandsgefährdete Bibervorkommen der DDR lebt hauptsächlich im Naturschutzgebiet Steckby bei Dessau.

Hallo, große und kleine Rätselfans!

Aufgepaßt, jetzt geht es los! Verfolgt mit mir die Spur des geheimnisvollen Unbekannten, an den mein Brief gerichtet ist. Nehmt dazu die Knobelkarte aus dem Frösi-Umschlag, legt sie mit der Oberkante an die schwarze Linie an, nun die Karte von links nach rechts schieben, schon erscheint die Lösung in den 7 runden Rätselfenstern. So erfahrt Ihr auf jeder Seite etwas über unseren geheimnisvollen Freund.

Auf gehts zur ersten Knobelrunde!

SPREEWÄLDER PACKEN ZU!

Lobenswerte Leistungen auf dem Gebiet des Natur- und Vogelschutzes aus Lübbenau



Sie leisten aktiven Schutz am Weißstorch, bauen Sitzkrücken für Greife und Eulen, kümmern sich um die Instandhaltung und Säuberung von Nistkästen und haben dafür gesorgt, daß im Kirchturm von Zerkwitz die Schleiereulen wieder eine Brutmöglichkeit haben. Sie, das sind die Mädchen und Jungen der Schüler-AG Ornithologie und Naturschutz Lübbenau.
Unter der langjährigen Leitung des Kraftwerkers Wolfgang Köhler beweisen sie mit hervorragenden Leistungen auf dem Gebiet des Natur- und Vogelschutzes aktiv ihre Liebe zur Heimat, zu den Menschen, zu Pflanze und Tier.
Ihr Wissen und ihre Fähigkeiten erweitern die Lübbenauer alljährlich in Spezialistenlagern, die sie gemeinsam mit Mitgliedern der AG Ornithologie und Naturschutz Vetschau durchführen.
Einfach Spitze, die Spreewälder! schwärmt der Biber. Immerhin ist sein Freund – ein selten gewordener Gast an unseren Gewässern – im Schutzgebiet der Lübbenauer AG heimisch.
Sie beobachten sein Revier, kontrollieren sein Brutgeschäft und achten darauf, daß er nicht gestört wird.
Übrigens, wißt ihr schon wer es ist?



NATURSCHUTZ

JANUAR



Jetzt herrscht Hochsaison am Futterhaus! Wir bieten Sonnenblumenkerne, Waldvogelmischung, Fettringe, getrocknete Beeren und Haferflocken an. Auch die Vogelfutterstellen im Wald vergessen wir nicht! Noch scheint alles Leben in der Natur erstarrt, aber in den Mittelgebirgen beginnt der Fichtenkreuzschnabel schon mit dem Brutgeschäft.

FEBRUAR



„Frösi"-Leser aus den nördlichen Bezirken der Republik können jetzt viele gefiederte Wintergäste beobachten. An offenen Gewässern treffen sie Pfeifenenten und Gänsesäger, Höcker- und Singeschwäne an. Zufütterung von getrocknetem Brot und Körnerfutter ist in harten Wintern oftmals Überlebenshilfe.
Krokusse und Winterlinge wagen mutig einen ersten Blick!

MÄRZ

Die Natur erwacht! Sie meldet: die Schneeglöckchentrupps sind auf dem Vormarsch, Seidelbast, Forsythie und Weidenkätzchen ziehen nach! Auch die Naturforscher sind nicht mehr zu halten! Sie setzen Storchenhilfen aufs Dach und treffen ihre Vorkehrungen für den Erdkrötenmarsch. Raben- und Eulenvögel brüten bereits und die ersten Märzhasen kommen zur Welt!

APRIL

Viele geschützte Frühlingsblüher wie die Schachbrettblume und das Adonisröschen haben jetzt ihre Zeit. Die meisten Singvögel kehren zurück. Wir säen jetzt Sonnenblumen aus und gehen auf Huflattichjagd. Aber Vorsicht! Das Schwarzwild führt Junge! An der Küste blüht der Sanddorn und im ganzen Land hört man den ersten Kuckucksruf.

MAI

Auch die letzten Zugvögel treffen ein! Der Fischadler landet in Mecklenburg, die Blauracke in der Lausitz, und der Pirol ist überall zu Hause. Andere Vogeleltern füttern schon. Der Siebenschläfer erwacht, und das gefleckte Knabenkraut erscheint als erste Wildorchidee auf sumpfigen Wiesen. In Tümpeln und Teichen tummeln sich Kaulquappen; Reh- und Hirschkinder kommen zur Welt. Wir sammeln Holunder und Löwenzahn!

JUNI

Von früh bis spät füttern die meisten Vogeleltern ihre Jungen. Auch die Wasservögel führen Nachwuchs. In den Mittelgebirgen entfalten Wiesen ihren ganzen Zauber. Erste Blau- und Walderdbeeren locken uns in den Wald. Für die Apotheken sammeln wir Lindenblüten, Feldstiefmütterchen und Ackerschachtelhalm. Das Kuckucksmännchen verläßt schon wieder die Heimat und fliegt nach Afrika.

Habt Ihr Eure Knobelkarte bereit? Dann kann's ja losgehen! Mit ihrer Hilfe findet Ihr den ersten Hinweis auf unseren gemeinsamen Freund. Also, Knobelkarte an die schwarze Linie anlegen und von links nach rechts schieben. Erscheinen 3 Zahlen in den Rätselfenstern, so habt Ihr die Größe unseres Freundes. Lest die Zahlen von oben nach unten ab, und tragt sie in die umrandeten Felder ein.

9 1 7
4
3 6
1
4 5
2
5 6

SEINE GRÖSSE: □□,□ cm

RUND UM'S JAHR

JULI



Während an der Küste und an Binnengewässern die Möwen flügge werden, beginnen einige Vogelarten die zweite Brut. Zu ihnen gehören die Blaumeise, die Waldohreule und der Wiedehopf.
An den Waldrändern der Mittelgebirge erblüht der rote Fingerhut, eine wichtige Pflanze der Herzmedizin.
Schmetterlinge und Libellen gaukeln durch die Sommertage, und wir ernten vom Himbeerstrauch.

AUGUST

Der Sommer hat seinen Höhepunkt erreicht. Fast alle Vogelarten denken ans Kofferpacken. Trauerfliegenschnäpper und Pirol sind schon auf dem Weg zum Äquator. Auch der Wendehals ist unterwegs nach Iran, Indien und ins tropische Afrika.
Wir sammeln die ersten Preiselbeeren und lassen auch das Fallobst nicht im Garten liegen.

SEPTEMBER



Die Zeit der großen Vogelzüge beginnt! Dachs, Igel und andere Winterschläfer entwickeln noch einmal Riesenappetit, um sich ein rechtes Speckpolster anzufuttern.
Wir ernten die Sonnenblumen und hängen sie zum Trocknen auf. Die Hirschbrunft beginnt, und die geschützte Herbstzeitlose schmückt die Wiesen der Mittelgebirge mit ihrem seidigen Violett.

OKTOBER



Wildgänseschreie erfüllen die Luft. Aufbruch und Abschied. Im Hagebuttenstrauch glühen die Beeren. Wir schätzen sie als vitaminreiche Frucht und pflücken sie für wohlschmeckende Tees und Marmeladen.
Endlich können Eicheln und Kastanien in Hülle und Fülle für die winterliche Wildfütterung gesammelt werden! Im Garten lassen wir einen Reisighaufen als Igelschlafplatz liegen.

NOVEMBER



Es ist die Zeit des großen Kehraus in der Natur! Wir säubern die Nistkästen von alten Vogelnestern und befreien Gärten und Straßen vom Laub. Doch an den Zaunrändern lassen wir Laub zurück. In ihm werden sich Insekten und Käfer verkriechen, die im Winter Amsel und Zaunkönig als Nahrung dienen.
Bei früher Einwinterung beginnt die Vogelfütterung.

DEZEMBER



Vorweihnachtszeit ist Bastelzeit! Wir reparieren Nistkästen und bauen manch einen neuen dazu. Viele Pioniere kümmern sich um neue Sitzhilfen für Greife und um Fortpflanzungskästen für die Fledermaus.
Endlich ist Zeit genug, die Sonnenblumenkerne zu verarbeiten. Wir basteln Meisenringe und Meisenglocken und hängen sie ans Futterhaus.

DER SIEBENSCHLÄFER

Wenn man das Tier nur kurz sieht, könnte man zunächst an ein Eichhörnchen denken. Doch sind die Siebenschläfer nur selten einmal tagsüber zu sehen. Am aktivsten sind sie in der Dämmerung. In milden Herbstnächten kann man sie am reifen Obst naschend ertappen. Ihr eigentlicher Lebensraum ist der Laubwald mit hohem Baumbestand, wo es besonders viele Baumhöhlen gibt, die sie nutzen können. Aber auch in Parks und Obstgärten ist der Siebenschläfer zu Hause. Er lebt meist gesellig in lockeren Gruppen zusammen. Der Siebenschläfer ist sehr schnell und springt ziemlich weit. Da er selbst an glatten Wänden ohne weiteres hochklettert, siedelt er sich nicht selten auf Dachböden und Scheunen an. Ein Rumoren auf dem Spitzboden braucht also nicht immer von einem Marder herzurühren.
Wenn man im Garten Nistkästen für Meisen aufgehängt hat, kann es vorkommen, daß der Siebenschläfer darin sein Nest gebaut und die Jungen großgezogen hat. Das Weibchen wirft zwei bis neun Junge, die blind zur Welt kommen und erst nach 20 Tagen sehen können.
Im Herbst fressen sich die Siebenschläfer ein Fettpolster an, das es ihnen ermöglicht, von Oktober bis Anfang Mai die kalte Jahreszeit zu verschlafen (daher der Name!). Sie verkriechen sich dazu tief in die Erde und kommen erst im Mai abgemagert wieder ans Tageslicht. Samen, Knospen, Insekten, Nüsse und Obst sind die Nahrung der Siebenschläfer.

Erich Hoyer



Ein Hinweis auf seine Farbe verbirgt sich in den Monatsnamen in unserem Naturschutzkalender. Schaut sie Euch mal genau an. Sucht die schwarzen Buchstaben heraus, ordnet sie, schon habt Ihr die Farbe meines Briefpartners.

SEINE FARBE: vorwiegend schillerndes ☐☐☐☐

F F K L K F
H C S L L R G
I R R I Ä L
E H E E N E
S Ö E B F I
E N N
C S B E E E

Seid Ihr soweit? Dann gehts gleich weiter mit der Knobelei. Knobelkarte anlegen, von oben nach unten ablesen.

SEINE NAHRUNG: kleine F☐☐☐☐☐, F☐☐☐☐☐☐ und Süßwasser-K☐☐☐☐☐, Larven von L☐☐☐☐☐☐, Wasser-K☐☐☐☐☐ und Eintags-F☐☐☐☐☐☐.

Damit Ihr's nicht so schwer habt, hab' ich Euch schon mal die Anfangsbuchstaben eingetragen.


BERPOST · Geschützte Pflanzen · BIBERPOST ·
Seidel=bast
Breitblättriges Knabenkraut
Sanddorn
Hohe Schlüssel=blume
Adonis=röschen
Frauenschuh
Während Ihr nun fleißig geknobelt habt, ist mein Brief schon fertig geworden! Jetzt kann ich Euch wieder beim Raten helfen. Na, allzu leicht will ich es Euch diesmal nicht machen. Zur Abwechslung müßt Ihr jetzt mal von unten nach oben ablesen, um auf die richtige Lösung zu kommen. Viel Spaß dabei!
SEINE FORTPFLANZUNG:
Baut sein ☐☐☐☐ in einer Brutkammer am Ende eines selbstgegrabenen 45–100 cm langen Ganges. Legt im ☐☐☐☐☐ 6–7 porzellanweiße rundliche ☐☐☐☐. Gewöhnlich erfolgt eine zweite ☐☐☐☐.
T I R T
S R E U
E P I R
L
N A E B



BIBERPOST · Geschützte Tiere · BIBERPOST ·
Sieben-
schläfer
Wald=kauz
Stein=kauz
Schwarz=storch
Feuer=sala=mander
Laub=frosch
Weinberg=schnecke
Ihr wißt ja nun schon eine ganze Menge über unseren Freund. Aber das ist noch nicht genug! Laßt nicht locker, denn wir wollen's doch ganz genau wissen! Also, wieder frisch ans Werk. Diesmal müßt Ihr wieder von oben nach unten ablesen.
EAST
PNRE
USAR
A AN
RIHO
OEAP
SEINE VERBREITUNG: ☐☐☐☐☐☐
und ☐☐☐☐☐ bis zum 60. Breitengrad,
sowie nördlich und südlich der ☐☐☐☐☐☐
Die meisten seiner Verwandten leben
in den ☐☐☐☐☐☐



Der Biber ist wieder da!

Er hat's geschafft, der Elbebiber!
Geschützt, aber nicht mehr bestandsgefährdet, fühlt er sich besonders im Naturschutzgebiet Steckby bei Dessau wohl. Mit seiner Rettung haben sich viele Menschen unserer Heimat auch internationale Anerkennung verdient.
Unser „Frösi"-Biber grüßt seine Artgenossen und wünscht: Allzeit gut Zahn!



Onkel Uhus Verwandtschaft!

Keine Frage, daß Fernsehliebling „Onkel Uhu" ein besonders geschützter Uhu ist. Wie aber steht es um seine lebendigen Verwandten?
Der „Frösi"-Biber erfuhr: 35 Paare brüten wieder in unserer Heimat! Ein guter Anfang. Uhuuuuu!



Nicht wandern, nur wundern!

Er jagt mit der Spitzengeschwindigkeit zweier Wartburgs: der Wanderfalke!
Seit 1981 ist der begehrte Beizvogel auch wieder bei uns heimisch. Sieben Horstreviere befliegt er, drei davon im Hexenreich des Harzes. Leider haben Spätwintereinbrüche schon mehrmals das Schlüpfen von Jungvögeln verhindert. Der Biber rät: Durchhalten, Falkenfreund! Häng die Wanderstiefel an den Nagel! Mit ein wenig Glück und vielen engagierten Freunden wirst du es schon schaffen!



DIE KNOBLAUCHKRÖTE

*Die Knoblauchkröte
mag rote Beete
und Fisch ohne Gräte
und Fleischpastete
mit Selleriesamen.
Dann sitzt sie im Gras,
voll wie ein Faß,
und wundert sich
über ihren Namen.*



*Öfter mal was Neues,
liebe Knobelfans!
Unsere Rätselworte jetzt von
oben nach unten und im
Zickzack ablesen.
Also, im linken Fensterchen
anfangen, dann rechts,
dann wieder links usw.
Na, Ihr werdet's schon
schaffen!*

S	W	N		
		P	A	A
O	S	H		
		R	S	R
T	E	U		
		R	N	
		G		

BEDROHT WIRD ER DURCH:

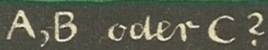
Wasser- und Angel- ☐☐☐☐☐*, verunreinigtes* ☐☐☐☐☐☐*, die Vernichtung seiner* ☐☐☐☐☐☐☐.






Bitte

Laßt mir das Silberfingerkraut.
Laßt mir den Hasenklee.
Laßt mir den kleinen Lerchenlaut.
Laßt mir den Liliensee.
Laßt mir den Sandweg durch die Heide.
Die Kiefer und den Birkenbaum.
Braucht ihr nicht manchesmal auch beide,
Die Weltstadt und den Weltenraum?



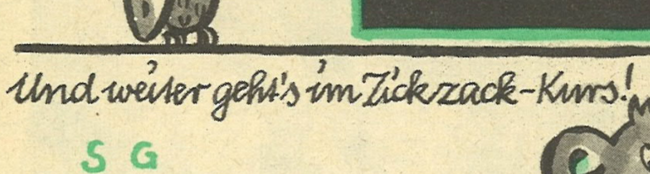
Eva Strittmatter

A, B oder C?

WAS MEINT IHR? WIE VIELE NATURSCHUTZGEBIETE GIBT ES ZUR ZEIT IN DER DDR?

A 537
B 761
ODER C 912?

DIE RICHTIGE ANTWORT LAUTET B



Und weiter geht's im Zickzack-Kurs!



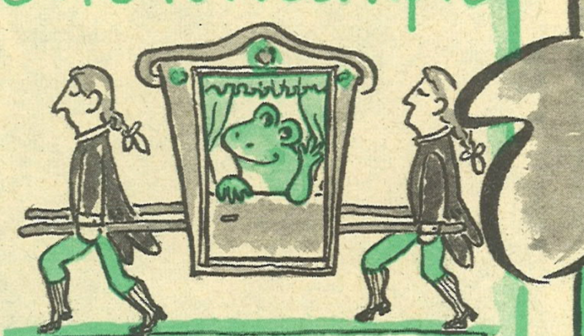
S G
P N R
N O U E
E T R S
N O H S
O I A A
Z B N W

Diesmal von unten nach oben ablesen!

SEINE ÜBERLEBENSCHANCE:

Ruhe-☐☐☐☐☐ an den von ihm bewohnten Gewässern, Erhaltung seines ☐☐☐☐☐☐☐ und damit seiner natürlichen ☐☐☐☐☐☐☐, Verminderung der Schadstoffe im ☐☐☐☐☐☐.

Die Krötensänfte



Wenn bufo, bufo, die Erdkröte, im März aus ihrem Winterschlaf erwacht, buddelt sie sich ans Tageslicht. Dann wandert sie mit der ihr angeborenen Standorttreue zum Laichgewässer. Doch das wird immer schwieriger. Straßen und Gleise sind oft auf den jahrzehntealten Krötenpfaden entstanden. Hilfsbereite Menschen bewahren sie davor, überfahren zu werden, zum Beispiel jene aus Schöneiche und Umgebung. Mit Hilfe fünfzig Zentimeter hoher Plaststreifen, die einen unüberwindbaren „Krötenzaun" bilden, gelingt es ihnen, den Marsch der Erdkröten am Straßenrand zu stoppen.

Wassereimer, zu „Krötensänften" „erhoben", die alle zehn Meter entlang des Plaststreifens tief in die Erde gegraben wurden, nehmen nun die nach einem Ausweg suchenden Tiere auf. Sind sie mit Kröten gefüllt, werden die „Krötensänften" von den Naturschützern über die Fahrbahn hinweggetragen.

Herr Müller, Leiter des Naturschutzaktivs Schöneiche, schwärmt von der Einsatzbereitschaft und dem großen Engagement der Mädchen und Jungen der AG Junge Naturforscher aus der „Ernst-Schneller-Oberschule" Schöneiche.

Vier Wochen lang lösen sie sich unermüdlich im Schichtsystem beim Rahnsdorfer „Krötendienst" ab und führen sogar Tagesprotokoll, u. a. über Zahl und Gewicht der geretteten Tiere. Das waren im vergangenen Jahr etwa 2000 Stück.





Achtung, Freunde! Los geht's zum Endspurt! Habt Ihr schon erraten, an wen mein Brief adressiert ist? Nein? Na, macht nichts! Hier kommen ja noch die letzten Hinweise:

Diese beiden Begriffe ergeben den Namen [Eis] [Vogel] unseres Freundes.

Tragt ihn hier ein ☐☐☐☐☐☐☐☐

[Fliegen] + DER   S=D [Esel] + [Stein]

Man nennt ihn auch: ☐☐☐☐☐☐☐☐☐☐☐☐ ☐☐☐☐☐☐☐☐☐☐

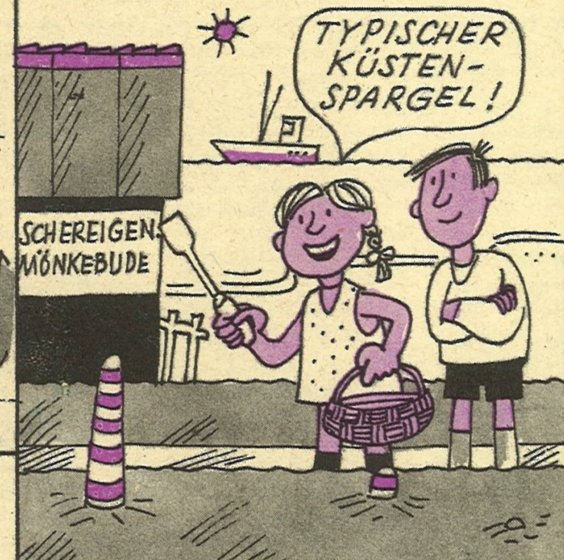
Schreibt die 3 Lösungsworte auf eine Postkarte und schickt sie bis zum 30. Juli 1987 an: Redaktion Frösi, Kennwort BIBERPOST, PSF 37, Berlin, 1056.

Die Redaktion der Biberpost hatte Lotti Simon in der Hand und Christamaria Fiedler half mit Idee und Text alles zusammenzufädeln. Zeichnungen: Ulrike Braun
Fotos: Erich Hoyer (4), Wolfgang Köhler (2), Helmut Massny (2), A./H. Müller (1), Klaus-Dieter Röding (1), Norbert Warmbier (1)

DER MAI IST GEKOMMEN und Horst Schrade









Mai macht munter!

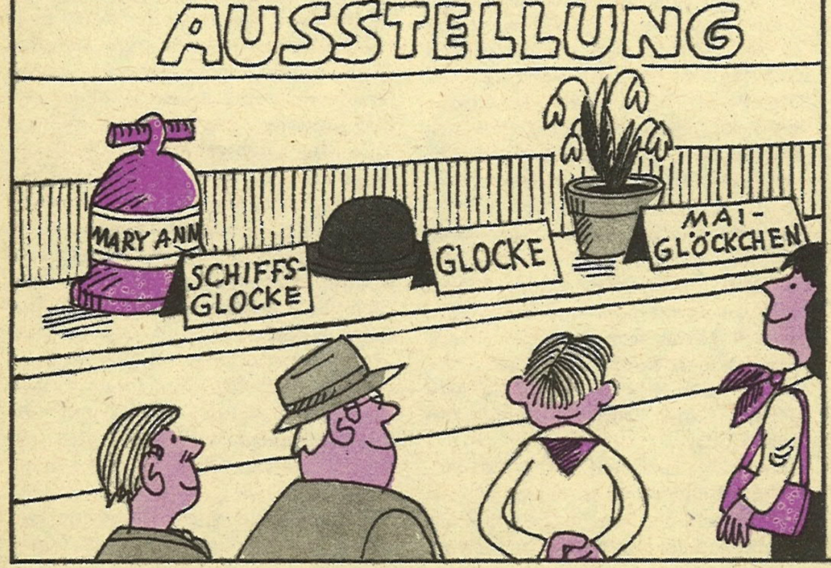
Jetzt gibt es wieder „grüne Ware",
denn die Bäume schlagen aus.
Und die Friedensfahrtfanfare,
lockt uns auf die Straße raus!

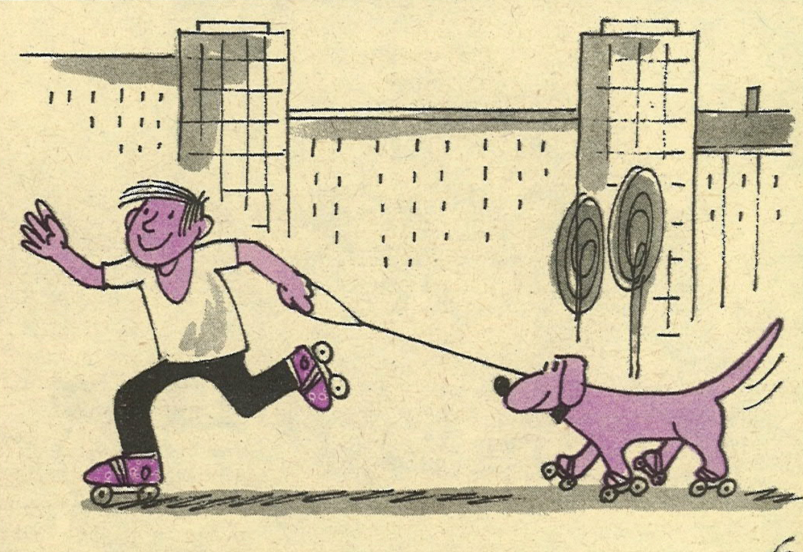
Sonntagsreisen – schnell gebucht.
Schwalben drehen ihre Runden.
Maikäfer – sehr oft gesucht,
werden selten nur gefunden.

Das Fahrrad hol'n wir aus dem Keller
und „möbeln" es mal richtig auf.
Alles geht jetzt etwas schneller,
ob Ballspiel oder Rollschuhlauf!

HANS-JOACHIM KÖNAU







Sie haben wohl Angst vor meinen Fragen?

In Leipzig stand Georgi Dimitroff als Angeklagter vor dem Reichsgericht. Die Nazis wollten einen Schauprozeß, eine Sensation für die ganze Welt. Sie hatten die Stirn, den Brand des Deutschen Reichstags, des Parlamentsgebäudes in Berlin, den Kommunisten in die Schuhe zu schieben und Dimitroff, einen der Führer der kommunistischen Weltbewegung, dafür verantwortlich zu machen. Es wurde ein Schauprozeß, eine Sensation für die Welt – nur ganz anders als geplant.

Der Rundfunk übertrug den Prozeßverlauf, jedes Wort. Davon versprachen sich die Nazis sehr viel. Jedes Wort der Anklage sollte den Zuhörern kalte Schauer über den Rükken rieseln lassen: Was für garstige Verbrecher, diese Kommunisten! Zufrieden beobachteten die Naziführer, wie sich überall im Land die Leute um die Rundfunkempfänger drängten.

Sehr bald allerdings verflog ihre Zufriedenheit, als nämlich der Angeklagte Dimitroff im Verhandlungssaal vor das Mikrofon trat, um sich zu verteidigen. Das war keine Verteidigung. Das war auch gar kein Angeklagter, der dort sprach. Dimitroff war ein Ankläger, der rigoros alle Pläne der Nazis über den Haufen warf. Alle Zeugen, die sie aufmarschieren ließen, entlarvte er durch seine Fragen als gekaufte Lügner. Ja, er entlockte ihnen sogar Geständnisse, für die sie sich hinterher am liebsten die Zunge abgebissen hätten. Bald lag es für die Zuhörer draußen an den Lautsprechern auf der Hand: Kein Kommunist, nein, die Nazis selbst haben den Brand im Reichstag gelegt!

Schließlich erschien Hermann Göring persönlich vor dem Gericht, protzig in Uniform und Schaftstiefeln, der zweite Mann der Nazis, der preußische Ministerpräsident und Innenminister. Da hielt die Welt den Atem an. Jetzt kam es zum entscheidenden Duell. Der Faschist gegen den Kommunisten – nein, der Kommunist gegen den Faschisten! Dimitroff setzte Göring zu mit seinen Fragen, brachte ihn in Rage. Ganz vergebens, daß Göring sich wehrte: „Ich bin nicht hierher gekommen, um mich von Ihnen anklagen zu lassen!" Er spürte seine Niederlage, und im hilflosen Zorn ließ er seine Maske fallen. Plötzlich stand er vor aller Welt da als das, was er war – als Häuptling einer Bande von Mördern. „Warten Sie", schrie er und vergaß, daß er vor einem Mikrophon stand und die Welt alles mithörte, „warten Sie, bis Sie hier herauskommen! Sie gehören an den Galgen!"

Der Richter, fassungslos über diese offene Morddrohung, sah den Prozeß verloren. Dem wutschäumenden Göring den Mund zu verschließen, wagte er nicht. So rief er Dimitroff zu: „Angeklagter, ich entziehe Ihnen das Wort!" Der aber ließ sich nichts verbieten. Er hatte noch einen Satz an Göring zu richten. Er beugte sich weit vor, damit dieser Satz ja deutlich über den Rundfunksender gelangte bis ins Ohr jedes der Millionen Hörer: „Sie haben wohl Angst vor meinen Fragen, Herr Ministerpräsident?"

Für den Rest der Verhandlungen im Reichstagsbrandprozeß wurden die Rundfunkübertragungen abgesetzt. Sie hatten den Antifaschisten zuviel Mut eingeflößt.

Georgi Dimitroff, geboren am 18. Juni 1882 in Kovacevni (Bulgarien), war ein bedeutender Führer der internationalen Arbeiterbewegung. Von Beruf Schriftsetzer, stand er schon in jungen Jahren an der Spitze der Gewerkschafter seines Landes und wurde zum Mitbegründer der Bulgarischen Kommunistischen Partei. In seiner Heimat verfolgt, in Abwesenheit sogar zum Tode verurteilt, mußte er lange Zeit im Ausland leben. Im Leipziger Reichstagsbrandprozeß 1933 entlarvte er die deutschen Faschisten und verkündete vor aller Welt die Grundsätze der Kommunisten und ihr Angebot an alle Antifaschisten zum gemeinsamen Kampf. Seine Unerschrockenheit und die internationale Solidarität, vor allem die Hilfe der Sowjetregierung, befreiten ihn aus der Gewalt der Faschisten.

Im zweiten Weltkrieg führte er die Vaterländische Front Bulgariens. Von 1946 bis 1949 war er Ministerpräsident seines Heimatlandes und wies seinem Volk die ersten Schritte zum Aufbau des Sozialismus. Er starb am 2. Juli 1949 in einem Sanatorium bei Moskau. Die bulgarische Pionierorganisation trägt seinen Namen.

HANSGEORG MEYER



Güte, Kraft und Mut

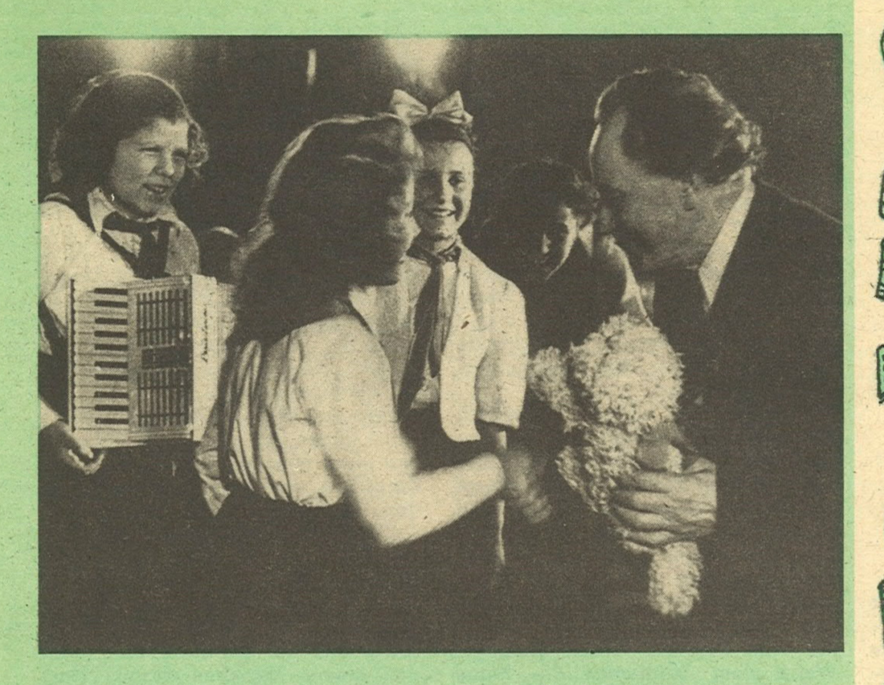
Genosse Lukan Waradinow, Botschaftsrat der Botschaft der Volksrepublik Bulgarien in der DDR, kannte Genosse Georgi Dimitroff aus gemeinsamer Arbeit seit 1945. „Frösi" bat ihn, von Georgi Dimitroff zu erzählen.

„Als ich Genossen Dimitroff zum ersten Mal begegnete, war ich 22 Jahre alt. An einem Herbsttag im Jahre 1945 erwartete ihn auf dem Flugplatz in Sofia ein kleiner Kreis von Personen. Mitglieder des Politbüros der Bulgarischen Kommunistischen Partei, Minister und Verwandte des Genossen Dimitroff hatten sich dort eingefunden, um ihn nach 22jährigem Exil in der Heimat herzlich willkommen zu heißen. Er kam aus Moskau.

Die Partei hatte mich beauftragt, mit noch anderen Genossen seinen persönlichen Schutz zu garantieren. In dieser Funktion war ich von diesem Zeitpunkt an täglich mit ihm zusammen. Ich kannte ihn zwar schon von Fotos her, hatte viel über ihn gelesen und gehört, aber ich war sehr gespannt und aufgeregt, was für ein Mann wohl aus dem Flugzeug steigen würde. Dann kam er – stolz und aufrecht. Dieser Mensch strahlte Güte, Kraft, Mut und Vertrauen aus.

Diese Eigenschaften habe ich bei vielen seiner Begegnungen mit Arbeitern und Bauern, jungen und alten Menschen immer wieder feststellen können. Er nahm sofort Kontakt zu jedem auf. Besonders die Kinder fanden schnell Vertrauen zu ihm. Manchmal nannten sie ihn auch ‚Onkel', was er sich gern gefallen ließ. Kaum hatten sie die ersten Worte gewechselt, da fühlten sich die Kinder so ungezwungen, daß sie alle ‚Verhaltensregeln', die ihnen ihre Eltern mit auf den Weg gegeben hatten, vergaßen. Er sprach viel mit Kindern, nahm sie ernst. Bei solchen Begegnungen wurden meist zwei Fragen gestellt. Erstens: Wie wurden Sie Kommunist? Zweitens: Wie war es möglich, daß Sie in dem Reichstagsbrandprozeß 1933 in Leipzig den Sieg über Ihre faschistischen Ankläger errungen haben, und hatten Sie keine Angst?

Auf die erste Frage antwortete er: ‚Das Leben, der Kampf gegen die Ausbeuter und auch die Bücher, vor allem von Marx, Engels und Lenin,



haben aus mir einen Kommunisten gemacht. Ich bin in einer Arbeiterfamilie aufgewachsen. Mit 12 Jahren mußte ich die Schule verlassen und arbeiten gehen, als Druckerlehrling. Zwölf bis vierzehn Stunden täglich dauerte die Arbeitszeit. Und abends, wenn ich müde nach Hause kam, habe ich bei spärlichem Licht noch gelesen. Anfangs alles, was ich in die Hände bekam. Später wählte ich mir die Bücher aus. So bekam ich auch ein Buch von dem revolutionären russischen Philosophen und Schriftsteller Nikolai Gawrilowitsch Tschernyschewski in die Hand, in welchem sein Romanheld Rachmetow Vorbild für mehrere Generationen von Revolutionären war. Der Roman trägt den Titel ‚Was tun?', und er hatte große Bedeutung für meine weitere Entwicklung zum Revolutionär. Um Kommunist zu werden, muß man im Kampf für die Sache der Arbeiterklasse einen starken Willen entwickeln, und man muß viel wissen, überall Bescheid wissen, nicht nur in Geschichte, Philosophie oder den Naturwissenschaften.'

Auf die zweite Frage antwortete Georgi Dimitroff: ‚Ich kannte die deutsche Geschichte sehr gut, besser als meine faschistischen Ankläger, und auch das deutsche Gesetzbuch hatte ich gründlich studiert. So war es mir möglich, den Spieß umzudrehen und die Faschisten selbst anzuklagen. Ich zeigte der ganzen Welt, was Faschismus ist und welches Unheil dieser über die Völker bringen würde. Angst hatte ich keine, denn ich verteidigte den gerechten Kampf aller Kommunisten, aller Arbeiter gegen Ausbeutung und Krieg.'

Oft gaben die Kinder jedoch keine Ruhe und wollten wissen, ob denn Genosse Dimitroff niemals Angst habe. Er sagte: ‚Doch, manchmal schon. Denn die großen Aufgaben beim Aufbau des Sozialismus erlauben mir nicht, mich zu irren.'

Es war Tradition, daß Genosse Georgi Dimitroff am 1. Januar jeden Jahres Kinder und Jugendliche zu einem Neujahrsfest einlud. Er selbst war überhaupt ein sehr fröhlicher Mensch, und nichts konnte ihn daran hindern, sich bei solchen Gelegenheiten in die Volkstänze mit einzureihen. Er war auch sehr darauf bedacht, daß die typischen bulgarischen Traditionen und Volksbräuche erhalten bleiben und im Volk weiterleben.

Es war für mich und meine Genossen manchmal gar nicht so einfach, ihn immer im Auge zu behalten. Dann und wann war er plötzlich ‚untergetaucht', und wir fanden ihn dann inmitten von Arbeitern oder Bauern leidenschaftlich diskutierend oder auch aufmerksam zuhörend.

In Bulgarien gibt es eine Kinderzeitung ‚Septemwriitsche'. Als diese gegründet wurde, gab Georgi Dimitroff dem Schriftsteller Assen Bossew, er war der erste Chefredakteur der Zeitung, den Rat: ‚Als Kinderzeitung muß ‚Septemwriitsche' gegenüber anderen Zeitungen eine völlig eigene Gestalt bekommen. Auf vielfältige Weise soll den Kindern verständlich gemacht werden, daß sie fleißig lernen müssen, sich gegenseitig im Kollektiv helfen und Freundschaft mit den Kindern anderer Länder halten.'

Wer heute einmal in unser sozialistisches Bulgarien kommt, wird bald feststellen, daß sich unser Land ganz im Sinne Georgi Dimitroffs durch seine Menschen zu einer sozialistischen Volksrepublik entwickelt hat. Wir sind an der Seite der Sowjetunion ein zuverlässiges Mitglied unserer sozialistischen Staatengemeinschaft."

Mit Botschaftsrat Lukan Waradinow sprach unser Redakteur Manfred Heilmann

Fotos: Junge Welt/Archiv

Zwei Häuser in der Brüderstraße

Häuser aus dem alten Berlin gibt es nicht mehr allzu viele. Während des letzten Krieges rissen die Bomben große Lücken in das Stadtbild. Das, was noch vorhanden war, wurde und wird mit viel Liebe und großen Geldaufwendungen erhalten. Eine Straße, deren Entstehung noch bis in die Gründungszeit der Stadt Berlin hineinreicht, ist die Brüderstraße.

Im alten Berlin war die Brüderstraße eine belebte und beliebte Durchgangsstraße, die von der Gertraudenstraße an der Stechbahn entlang zum damaligen Schloßplatz führte. Im Verlauf dieses Straßenzuges gab es neben vielen Einkaufsmöglichkeiten auch die Nicolaische Buchhandlung. Es war das Haus Brüderstraße 13. Durch den Toreingang dieses Hauses schritten viele Menschen, die sich für die Literatur, für Bildung und für Humanität einsetzten. In diesem Haus verkehrten auch Lessing, der Verfasser der „Minna von Barnhelm" und der Philosoph Moses Mendelssohn, der Lessing als Vorbild zu dessen Schauspiel „Nathan der Weise" diente.

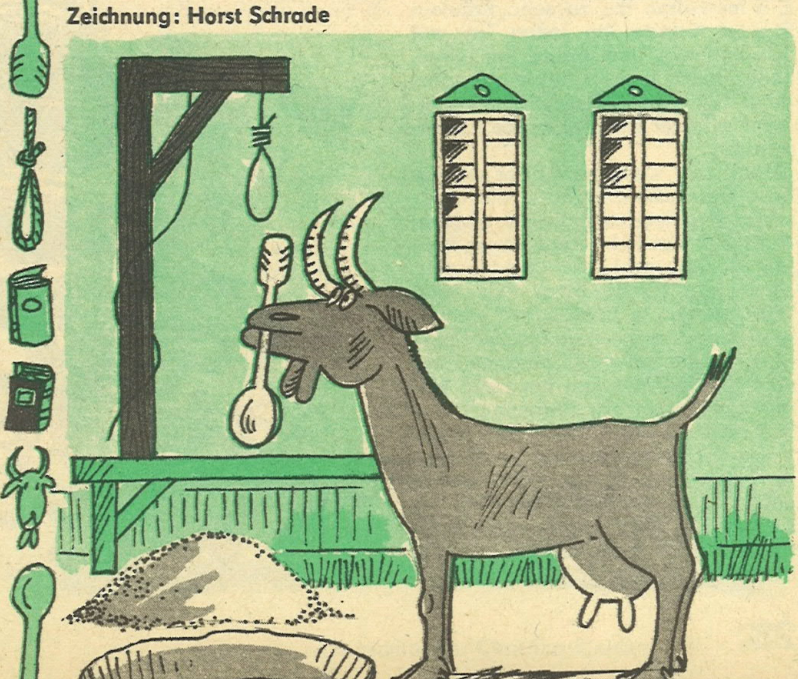
Nach der Buchhandlung, die hier bis 1893 bestand, fand im Hause das Lessing-Museum eine Unterkunft. 1936 wurde dem von den Faschisten ein Ende gesetzt. Acht Jahre später trugen die Luftangriffe auf die Innenstadt dazu bei, das Haus stark zu beschädigen.

Wer heute an dem Haus vorbeikommt, bemerkt von all dem nichts mehr. Das Treppenhaus mit einem wunderschön geschnitzten Geländer und der Innenhof des Hauses mit seinen seitlichen Galerien zeigen einen malerischen Einblick in die Bauweise eines Hauses vor 250 Jahren. In den letzten Jahren hat sich der Magistrat etwas besonders Interessantes einfallen lassen. An schönen Sommerabenden kann man im Hof des Hauses die Aufführung Altberliner Theaterstücke genießen. Nicht weit vom Nicolai-Haus entfernt, auf der gleichen Straßenseite, wird ein Stück düsterer Berlin-Geschichte widergespiegelt. Das Haus Nummer 10 ist in die Geschichte der Stadt Berlin als „Galgenhaus" eingegangen. 1725 war die Zeit äußerst schlecht. Viele Menschen hatten keine Arbeit und zogen bettelnd durch die Lande. Den König rührte das nicht. Im Gegenteil. Er erließ sogar ein sogenanntes Edikt, das heißt, eine Veröffentlichung, in der er Bettelei und Diebstahl mit schwerer Strafe belegte. Ein Abschnitt dieses Edikts drohte mit dem Galgen, wenn der Wert des gestohlenen Gutes zehn Taler und darüber ausmache. Unterschrieben war diese Veröffentlichung auch von dem Minister von Happe, der im Hause Brüderstraße 10 wohnte. Im Haushalt dieses Ministers vermißte man in dieser Zeit einen silbernen Löffel. Ein Dienstmädchen des Hauses kam in den Verdacht, die Diebin zu sein. Sie beteuerte ihre Unschuld. Es half alles nichts. Vor dem Hause wurde ein Galgen errichtet, an dem die bis zum Schluß ihre Unschuld Beteuernde ihren Tod fand. Kurz darauf entdeckte man aber den Löffel. Eine Ziege im Hofe des Hauses hatte den hell blinkenden Löffel in einem unbewachten Augenblick beim Putzen mit dem Maul ergriffen und in einer Ecke des Stalles vergraben. Ein junges blühendes Leben wurde somit das Opfer einer unbarmherzigen Justiz.

Diese grausame Form der Galgenaufstellung vor Wohnhäusern rief auf die Dauer bei den Bürgern einen großen Unwillen hervor und wurde dann nicht mehr ausgeübt.

WERNER MEIDOW

Zeichnung: Horst Schrade





Ein Kater aus gutem Hause

Das erste Abenteuer

WILLI MEINCK

Katerchen konnte weder sprechen noch schreiben. Auch fliegen konnte er nicht. Deshalb beneidete er die Menschen und die Vögel. Er lebte bei Fräulein Anita Strudel, die man in der Buchfinkengasse „Apfelstrudel" nannte. Sie hatte nämlich so hübsche rote Wangen, als hätte sie ihr jemand angemalt. Und wenn sie frühmorgens ins Büro ging, pfiffen die Arbeiter auf den Baustellen und riefen „Ah", und „Oh".

Das ärgerte Katerchen. Fräulein Strudel aber machte es nichts aus. Im Gegenteil. Ihr Röckchen wippte dann noch einmal so lustig, und ihre Stöckelschuhe klapperten flink übers Pflaster. Nur wenn die Kinder „Apfelstrudel" hinter Anita herriefen, wurde sie ein bißchen zornig. Aber ihr Zorn legte sich immer sehr schnell. Die Leute sagten von ihr, sie habe eine sanfte Natur.

Katerchen begleitete Anita Strudel jeden Morgen ins Büro. Er war ihr voriges Jahr im strengen Winter völlig erschöpft und hungrig zugelaufen. Und sie hatte ihm unterm Tisch ein Körbchen hingestellt mit einem weichen Lager. Dort hielt er sich tagsüber auf und schlief meistens. Nachts schlich er durch die Gärten oder spazierte über die Dächer. Wenn Vollmond war, blieb er meistens zu Hause. Er konnte das silbrige Licht nicht leiden. Auch Kinder hatte er nicht besonders gern. Die morkelten ihn zu sehr. Fräulein Strudel fütterte ihn jeden Tag mit Schabefleisch und stellte ihm einen Teller Milch hin. Er liebte sie sehr; denn hätte sie ihn nicht aufgenommen, wäre er bei der großen Kälte erfroren.

Dabei war Katerchen nicht einmal besonders schön. Er hatte ein weiß-schwarz geflecktes Fell und schielte. Auch war das linke Auge etwas kleiner als das rechte. So dachten alle, er sei ein gewöhnlicher Feld- und Wiesenkater. In Wirklichkeit stammte er jedoch aus gutem Hause. Seine Mama, eine schwarze Schönheit mit einem weißen Flecken am Hals, war der Liebling in der Wohnung eines Schornsteinfegers. Über Katerchens Vater war nichts Genaues zu erfahren, denn die Mama hatte immer eine Menge Verehrer gehabt. Als sie merkte, daß der kleine Kater weiß-schwarz gefleckt war und zudem noch schielte, hatte sie ihn mitten im kalten Winter davongejagt.

Eines Morgens, als Katerchen wieder einmal wohlgemut neben Anita herlief, trafen sie den Lokführer Gustav Franke. Er sagte höflich „Guten Morgen" und unterhielt sich eine Weile mit Fräulein Strudel. Das gefiel Katerchen überhaupt nicht, und er dachte daran, daß der Lokführer ihn einmal „häßliches Vieh" genannt hatte. Er miaute, um Fräulein Strudel zum Weitergehen zu bewegen, aber sie unterhielt sich ruhig weiter. Und als er sich vor dem Büro von ihr verabschiedete, strich sie ihm nicht wie sonst übers Fell.

Da erinnerte sich Katerchen an den alten Studienrat Hügel und beschloß, Sprachunterricht zu nehmen. Zum Glück verstand Herr Hügel die Katzensprache und erklärte sich bereit, ihn in Deutsch, Englisch und Russisch zu unterrichten. „Lernen, lernen und nochmals lernen", sagte er streng, „sonst hat alles keinen Zweck."

Katerchen studierte von jetzt an fleißig und war sehr dankbar, daß Studienrat Hügel immer Zeit für ihn hatte. Um seine Dankbarkeit zu beweisen, legte er ihm eines schönen Tages eine frisch gefangene Maus aufs Bett. Doch Studienrat Hügel mochte keine Mäuse. Er schimpfte und drohte sogar, den Sprachunterricht abzubrechen.

Katerchen war ratlos. Schließlich mußte er dem Studienrat doch etwas bezahlen für seine Mühe. Er kratzte sich mit der Pfote den Hinterkopf und dachte angestrengt nach. Und er erinnerte sich, daß Herr Hügel gern ein saftiges Steak vom Schwein oder vom Rind aß. Aber an diese großen Tiere wagte sich Katerchen nicht heran.

Da kam ihm ein feiner Gedanke. Wenn dem Studienrat die Maus nicht gut genug war, so wollte er ihm einen ganz besonderen Leckerbissen bringen. Er kannte in einem Garten ein Vogelnest mit drei jungen gefräßigen Elstern und legte sich auf die Lauer. Lange mußte er warten, bis die ewig herumflatternde Elstermama ihre Jungen einmal allein ließ.

Kaum war sie ein Stück weggeflogen, setzte er zum Sprung an. Doch hatte er an diesem Tag mächtiges Pech; denn die Elstermama – ein riesiges schwarz-weiß gestricheltes Tier – stürzte sich schreiend auf ihn und biß ihn in den Rücken. Und wäre Katerchen nicht wie der Blitz um die Hausecke gesaust, hätte sie ihm bestimmt seine Schielaugen ausgehackt.

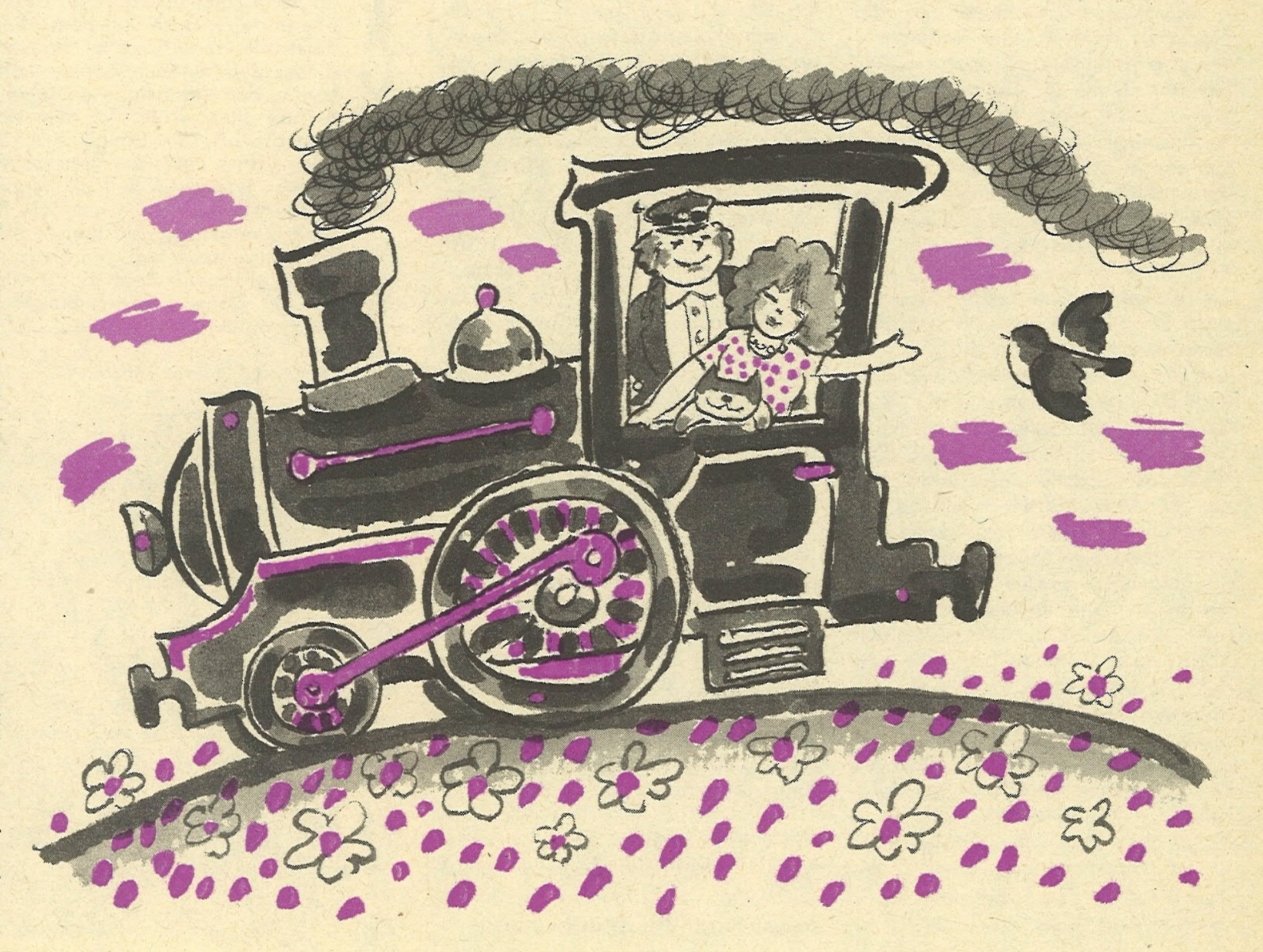
Verdammt noch mal, dachte Katerchen und leckte seine Wunde, nie wieder Elstern. Was blieb ihm also anderes übrig, als eine kleine dumme Blaumeise zu fangen. Stolz brachte er sie zu Studienrat Hügel und legte sie aufs Sofa. Und da er schon ganz gut sprechen konnte, sagte er: „Bitte sehr, Herr Oberstudienrat. Nehmen Sie das Vögelchen als kleine Anerkennung."

„Scher dich weg, du Barbar!", schrie Herr Hügel ihn an. „Und laß dich hier nicht mehr sehen."

Katerchen war sehr betroffen. Undank ist der Welt Lohn, murmelte er vor sich hin und beeilte sich, aus der Nähe des wütenden Studienrats zu kommen. Am meisten ärgerte er sich, daß Herr Hügel die dumme Blaumeise auf seinen Handteller setzte und auf sie einredete: „Wie das kleine Herzchen klopft. Hast wohl einen mächtigen Schreck vor dem häßlichen Kater bekommen. Warte nur, gleich hol' ich dir ein paar Körnerchen."

Katerchen tippte sich mit der Pfote an die Stirn und trollte sich davon. Damit war für ihn der Sprachunterricht zu Ende.

Anita Strudel ahnte indessen nicht, daß Katerchen sprechen gelernt hatte. Sie fütterte ihn wie früher, gab sich aber sonst nicht mehr soviel mit ihm ab. Dafür blieb Lokführer Franke öfter unter ihrem Fenster stehen und plauderte mit ihr. Und



eines Tages hörte Katerchen, wie er Anita zu einer Fahrt mit seiner Dampflok einlud.
Da begann sein Katerherz heftig zu schlagen, und er dachte bei sich: Warte, dir werde ich die Suppe versalzen. Der Haß tobte durch seinen ganzen Körper und verbrannte ihm fast das Fell. In diesem Augenblick hätte er dem Lokführer am liebsten die Kehle durchgebissen.
Katerchen überlegte hin und her, wie er Anita von dieser blöden Fahrt mit der Dampflok abbringen könnte. Sollte er ihr verraten, daß er jetzt Deutsch, Englisch und sogar ein bißchen Russisch beherrschte. Vorläufig nicht, entschied er schließlich und sah zu, wie Anita sich für den Ausflug fein machte. Traurig strich er um ihre Beine herum, um sie auf sich aufmerksam zu machen. Aber sie schien ihn überhaupt nicht zu bemerken. Sie malte ihre Augenbrauen schwarz an, färbte ihre Lider lila und besprühte sich mit Pariser Parfüm.
Als Fräulein Strudel die Buchfinkengasse hinunterging, lief er neben ihr her. Doch Anita beachtete ihn gar nicht. Ihre Wangen glühten vor Eifer, und als einige Kinder „Apfelstrudel" riefen, lachte sie nur.
Die Sonne schien, in den Vorgärten blühten Rosen und goldene Astern, und die Lokomotive stieß eine weiße Dampfwolke in den blauen Sommerhimmel. In diesem Augenblick sprang Katerchen aus dem Gebüsch vor dem Bahnhof und stellte sich mit gesträubtem Fell vor Anita hin.
„Halt!", sagte er fest. „Keinen Schritt weiter!"
„Was denn, was denn, Katerchen", rief Anita verwundert aus. „Wo kommst du denn her? Und seit wann kannst zu sprechen?"
„Gehen Sie nicht zu Gustav Franke", sagte Katerchen. „Es ist zu gefährlich."
„Nanu", sagte Anita. „Ich höre wohl nicht richtig."
„Die Lok könnte entgleisen", erwiderte Katerchen. „Und außerdem hat er mich ‚häßliches Vieh' genannt."
„Das hat er bestimmt nicht so gemeint", beruhigte ihn Anita. „Jetzt läufst du schön nach Hause und legst dich schlafen."
Katerchen blieb jedoch vor Anita sitzen.
„Der Lokführer ist ein böser Mensch", sagte er. „Einmal hat er mich sogar mit dem Fuß gestoßen." Bei diesen Worten wurde sein Katerkopf ganz rot, denn es war seine erste Lüge, seitdem er sprechen gelernt hatte.
„Und mir hat er Blumen geschenkt", erwiderte Fräulein Strudel. „Nun geh mir endlich aus dem Weg."
Hurtig lief sie durch den kleinen Park zum Bahnhof und ließ sich von Gustav Franke auf die Plattform hochziehen. Der Lokführer warf Kohlen in die Glut, bediente die Schalthebel und ab ging die Fahrt. Sträucher und Bäume flogen vorbei, dann Berge und Wiesenhänge mit Schafen und Kühen.
Fräulein Strudels Wangen färbten sich dunkelrot vor Freude über den schönen Sommertag, und Gustav Franke strahlte sie mit weißen Zähnen aus seinem verrußten Gesicht an. Dann gab er ihr sogar einen Kuß. In diesem glücklichen Augenblick wurden die beiden von einer wütenden Stimme aufgeschreckt. Jemand rief ganz laut und böse: „Apfelstrudel! Apfelstrudel!"
Anita und Gustav sahen sich verblüfft um.
„Dem Kerl schlage ich alle Knochen entzwei!", rief Gustav Franke. Und Anita schmiegte sich schutzsuchend an ihn.
Das war zuviel für Katerchen, der sich hinter den Kohlen versteckt hatte. Er streckte seinen Kopf vor und schrie noch einmal: „Apfelstrudel! Apfelstrudel!"
Da packte ihn Gustavs Hand am Genick und hob ihn hoch. Katerchen erschrak. Gleich wird er mich von der Lok schmeißen, dachte er, und dann bin ich tot.
Aber Gustav Franke fing nur laut zu lachen an. „Ein sprechender Kater!" rief er. „Hast du das schon mal gehört, Anita?"
Dann zogen sich jedoch seine Brauen zusammen, und er blickte Katerchen finster an.
„Wenn du noch ein einziges Mal ‚Apfelstrudel' schreist, kriegst du eine Ohrfeige, daß dir Hören und Sehen vergeht. Hast du verstanden?"
Katerchen schlug sich mit den Pfoten an die Brust und versprach mit piepsender Stimme, niemals wieder „Apfelstrudel" zu rufen. Und als Anita ihm lachend übers Fell strich, fühlte er sich mit einem Mal ganz wohl auf der gemütlichen alten Dampflok.
Sie fuhren mitten in eine Wiese hinein, wo Butterblumen blühten, Eichhörnchen in einer uralten Eiche von Ast zu Ast sprangen und zwei Hasen über die Maulwurfshügel hoppelten. Und Anita war so froh, daß sie Katerchen in die Arme nahm und auf die feuchte Nase küßte.
„Ist er nicht niedlich?" fragte sie.
Gustav Franke warf Kohlen in die Glut und zog das Dampfventil.
„Na?", fragte Fräulein Strudel, „ist Katerchen nicht niedlich?"
„Sehr niedlich", sagte Gustav Franke und zog ein zweites Mal das Dampfventil.
Die Lok stieß einen schrillen Pfiff aus, und Katerchen war nach langer Zeit wieder richtig froh. Und er dachte im stillen, daß es doch nicht umsonst gewesen war, Deutsch, Englisch und Russisch zu lernen.
Auf der Rückfahrt kam ihm eine großartige Kateridee: Wie wäre es, wenn er zum Beispiel fliegen lernen würde? Wie die Vögel. Denn wer als Kater sprechen gelernt hatte, warum sollte der nicht auch fliegen lernen? Auf dem Heimweg hüpfte er froh gestimmt um Anitas und Gustavs Füße. Wartet nur, dachte er, bald werdet ihr euch wundern. Und er malte sich aus, wie er eines Tages vor Anitas Augen vom Fensterbrett in den Garten hinausfliegen würde. „Guck mal, Gustav", würde sie dann ausrufen, „ist das nicht unser Katerchen?" Und Gustav müßte dann antworten: „Tatsächlich – ein fliegender Kater!"

Zeichnungen: Prof. Werner Klemke

Märchenhafter Bericht

Die dunkelrote Buche
ist gestern umgezogen,
zwölf Meter weit genau.
Es zogen drei Traktoren
sie hin samt Wurzelbatzen. –
Nun stört sie nicht den Bau.

Sie ist schon eine alte,
doch noch recht schmucke Dame;
nun lebt sie babyhaft:
Man hegt und pflegt und tränkt sie,
macht täglich von ihr Fotos . . .
Woll'n hoffen, daß sie's schafft!

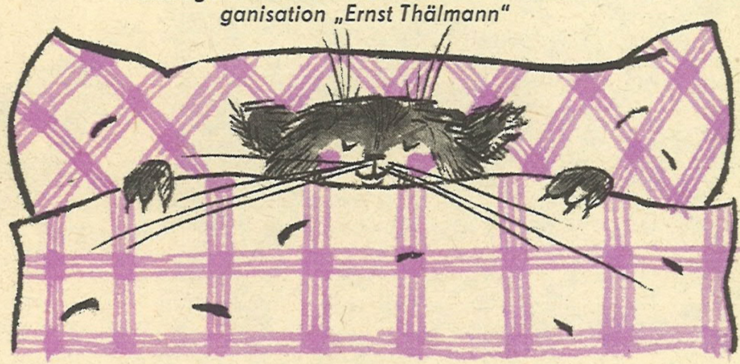
Dietmar Beetz

Meine kleine Katze

Meine kleine Katze ist schwarz und weiß;
wenn wir zusammen schmusen, schnurrt sie ganz leis.
Sie kann auch toben und tollen,
kann sich vor Freude rollen.
Einmal saß sie sogar im Puppenwagen,
und noch viel mehr könnt' ich von ihr sagen.
Doch liegt sie am Abend in meinem Bett,
das finden wir besonders nett.

Jana Prüfer, Klasse 4, Merseburg, 4200

Preisträger im Literaturwettbewerb der Pionierorganisation „Ernst Thälmann"



Kiefer oder Fichte?



Am Waldesrand stand eine Kiefer,
die trug lange Nadeln.
(Daran kann man sich leicht schiefern!)
Nicht weit davon eine Fichte stand.
Die Nadeln sind kürzer,
das liegt auf der Hand.

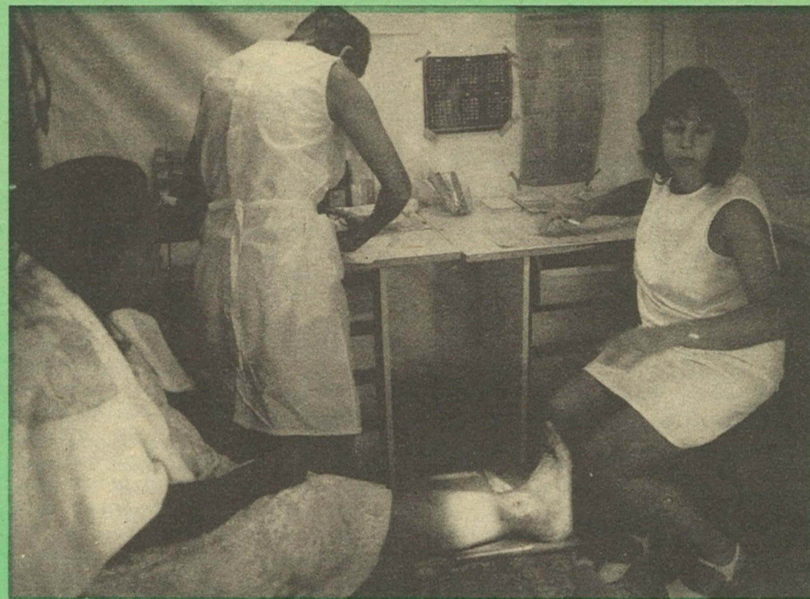
Doch stechen tun die kürzeren mehr –
das weiß jeder.
Auch liegt oft in der Kürze
die Würze!
Zufall?

Hans-Peter David

Zeichnungen: Christine Klemke

Dotora Bewer

Solidarität ist für uns in der DDR zu einem Begriff geworden, den wir heute schon genauso häufig benutzen wie die ganz alltäglichen Dinge: Arbeit, Schule, Brot und Freundschaft. Solidarität, das ist jene Brücke, über die wir unsere Hilfe schicken nach Vietnam und Laos, nach Kampuchea oder Äthiopien. Und nach Nikaragua. All diese Länder haben ein schweres Erbe zu bewältigen – Kolonialjoch, kapitalistische Ausbeutung, imperialistische Raubüberfälle, Aggressionskriege. Hinterlassenschaften wie Hunger, Krankheiten, Analphabetentum sind zu bewältigen, die Volkswirtschaften sind neu aufzubauen.
Eine unserer Solidaritätsleistungen liegt auf dem Gebiet der medizinischen Hilfe. Beispiel dafür ist das Hospital „Karl Marx" in der Hauptstadt Nikaraguas, Managua, das aus Mitteln unzähliger Spenden von DDR-Bürgern errichtet wurde. Anfang 1985 trafen per Schiff die ersten Container im Hafen von Corinto ein. Unter dem gleichzeitig angereisten medizinischen Personal war auch Dr. Brigitte Weber, 38 Jahre, Fachärztin für Chirurgie im Krankenhaus Berlin-Friedrichshain, Mutter einer achtjährigen Tochter. Sie gewährte uns folgendes Gespräch:



Dr. Brigitte Weber während einer der zahlreichen Sprechstunden im Krankenhaus „Karl Marx"

Frau Dr. Weber, wie kommt eine Fachärztin für Chirurgie aus Berlin-Friedrichshain ins Krankenhaus „Karl Marx" in Managua?

Nur zum leichteren Verständnis: Bevor das Krankenhaus „Karl Marx" in Managua seine heutige feste Form annahm, war es ein Provisorium aus Zelten und notdürftigen Unterkünften. Erst im Laufe der Zeit, nachdem die notwendigen Vorarbeiten erledigt waren, konnte man allmählich von einem Krankenhaus sprechen. Bis dahin waren wir nicht nur Ärzte oder Schwestern, sondern gleichzeitig Bau-, Transport- und Hilfsarbeiter. Ja, was meinen Einsatz dort betrifft, so hat für mich Nikaragua heute den Stellenwert von Vietnam damals, als ich noch Schülerin und Studentin war. Ich weiß heute noch, wie sehr ich mich freute, als die Amerikaner am 30. April 1976 endgültig ins Meer gejagt wurden und ganz Vietnam frei war. Als man mich 1985 fragte, ob ich bereit sei, nach Nikaragua zu gehen, entschied schon mein Solidaritätsgefühl, und ich willigte selbstverständlich ein.

Nikaragua gehörte unter der Blutsauger-Diktatur Somozas zu den ärmsten Ländern der Welt. Es ist klar, daß fünf Jahre Volksherrschaft der Sandinisten dieses Erbe nicht tilgen konnten. Wie ist es heute dort?

Wie bereits erwähnt, gehörten Hunger und Unterernährung mit all ihren Erscheinungen zu den schlimmsten Hinterlassenschaften. So stellt der Arzt gegenwärtig noch sehr häufig Ernährungsstörungen bei Erwachsenen und Kindern fest. Das Essen ist auf Grund der wirtschaftlichen Situation auch heute noch zum Teil sehr einseitig. Es werden beispielsweise viel eiweißhaltige Bohnengerichte und Mais in allen Variationen gegessen, Fleisch steht sehr selten auf dem Speisezettel, Fisch fast gar nicht. Das führt bei Kindern beispielsweise dazu, daß sie ziemlich dick werden. Hinzu kommen bei Erwachsenen zahlreiche Wirbelsäulenschäden, die daher rühren, weil an den Schulen Somozas so gut wie kein Sportunterricht durchgeführt wurde, der nun einmal für die Ausbildung eines kräftigen Körperbaus unerläßlich ist.

Wie wurden Sie denn von Ihren Patienten auf Zeit angeredet?

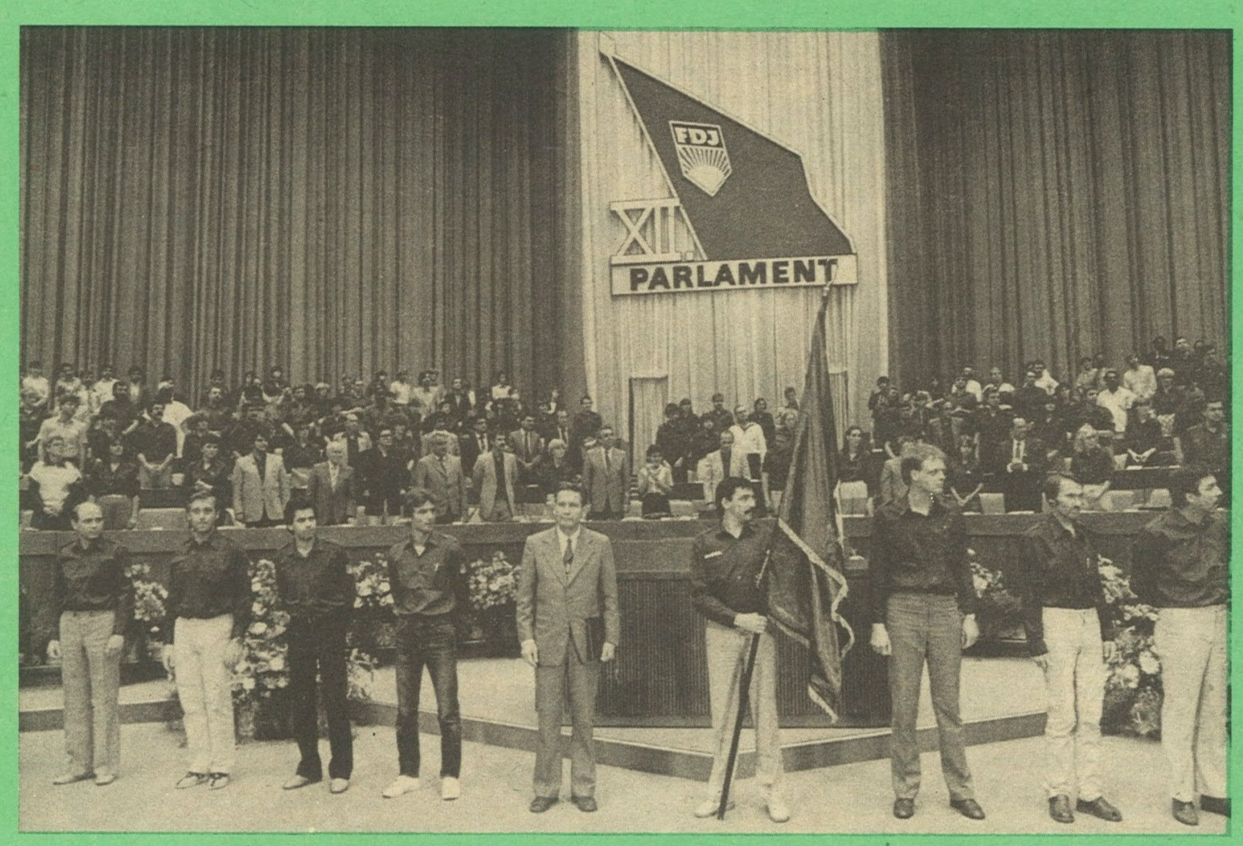
Die meisten sagten „Dotora Bewer" zu mir. Wie man sieht, wurden die ersten beiden Konsonanten meines Familiennamens einfach vertauscht. Im Spanischen spricht sich Bewer eben leichter als Weber.

Apropos sprechen. Wie verständigten Sie sich mit den Patienten?

Wir hatten sehr gute Spanisch-Dolmetscher zur Seite. Aber auch sie mußten ja erst in die medizinische Terminologie eindringen. Also versuchte jeder von uns, so schnell wie möglich, sozusagen auf eigenen Beinen zu stehen. Begünstigend dafür war, daß die meisten Schwestern junge Nikaraguanerinnen waren, wir also die tägliche Kommunikation in Spanisch praktizieren konnten. Wenn alle Sprachkenntnisse nicht reichten, hatten wir ja immer noch Hände und Füße ...

Zu Ihrem Patientenkreis gehörten sicherlich auch viele Kinder, die im Alter Ihrer Tochter waren. Was hat Sie beim Umgang mit den jüngsten Bürgern des Landes besonders bewegt?

Ich hätte – wenn das möglich gewesen wäre – jedem Kind, das zu mir kam, alles Glück dieser Welt mit einer Tablette verabreichen mögen. Sind es nicht gerade die Kinder, die die ganz besondere Fürsorge und Liebe brauchen? Ich war glücklicherweise Zeuge, als im Hafen von Corinto das Schiff aus der DDR einlief, das Spielzeug, ein Geschenk der Pionierorganisation „Ernst Thälmann", für die Kinder Nikaraguas brachte. In solchen Augenblicken durchlebt man, wieviel Freude ein Spielzeug – und sei es noch so klein – in einem Kinderherzen erzeugen kann. Und ich will auch nicht verschweigen, daß mich in jenem



Ausdruck fester Verbundenheit und aktiver Solidarität mit dem Volk Nikaraguas war die Verabschiedung einer Freundschaftsbrigade der FDJ auf dem XII. Parlament im Mai 1985. Die erste Gruppe von Ärzten, Krankenschwestern und Technikern versprach, das Krankenhaus „Karl Marx" in Managua – ein Solidaritätsgeschenk der DDR – bis zum 19. Juli 1985 zu eröffnen und die medizinische Betreuung zu unterstützen.

Augenblick ein Gefühl des unbeschreiblichen Stolzes auf die Pioniere in der DDR erfüllt hat. Dieses Erlebnis zeigt aber auch einmal mehr: Für die Solidarität ist niemand zu jung.

Ihr Aufenthalt in Nikaragua bis zum Sommer 1986 war bestimmt reich an Höhepunkten. Würden Sie trotzdem ein Ereignis nennen können, von dem Sie sagen würden, d a s war es?

Man möchte viele Erlebnisse in einem Atemzug nennen. Da wäre beispielsweise Angela. Ihr Vater war Offizier bei Somoza. Sie ging zu den Befreiungskämpfern, geriet in einen Hinterhalt der Söldner, wurde verhört, gefoltert. Nicht einen ihrer Genossen hat sie verraten. Den Tag des Sieges erlebte sie schwerkrank in einem Versteck. Heute steht sie – inzwischen Mutter von sechs Kindern – wieder im Kampf gegen den Feind. Diesmal gegen die Contras, die dank der Dollar-Hilfe aus den USA mit Mord, Terror und Gewalt versuchen, die revolutionäre Entwicklung im Lande aufzuhalten.
Oder da wäre die kleine Julia. Sie kam fast jeden Tag zu uns in die Sprechstunde, weil sie doch so gerne von uns einmal behandelt werden wollte. Na, und eines Tages mußten wir sie wirklich behandeln. Der Blinddarm machte, wie man so schön sagt, „Zicken". Ihre stolzen Augen nach der erfolgreichen Operation sehe ich noch heute vor mir. Ja, und nicht zuletzt gehört die Eröffnung des Krankenhauses „Karl Marx" durch Präsident Daniel Ortega zu den Ereignissen, die ich wohl nie vergessen werde.

Wie ist die Situation in der Volksbildung?
Da weiß man gar nicht, wo man zuerst beginnen soll. Es mangelt an Lehrern, an Schulräumen, an Unterrichtsmaterial, an Sportkleidung, an Büchern, Heften ... Der Unterricht muß gegenwärtig noch in drei Schichten durchgeführt werden: früh werden die Kleinsten unterrichtet, mittags die Großen und abends die Erwachsenen. Nach wie vor haben die Schüler kaum Mappen, sie tragen das wenige ganz einfach unter dem Arm. Die wenigen Schulbücher bleiben in der Schule, damit sie recht lange recht vielen zugänglich sind.

Wie arbeitet die Pionierorganisation in Nikaragua?
Die Pionierorganisation ANS leistet in Nikaragua heute wirkliche Pionierarbeit. Die Tausenden Mädchen und Jungen in ihren grauen Blusen, blauen Hosen oder Röcken und mit ihren rot-schwarzen Halstüchern erkunden zur Zeit die Geschichte des Landes. Unter der Somoza-Diktatur wurde nichts, aber auch gar nichts zur Geschichte Nikaraguas gelehrt. Das, was die Lehrer der alten Gesellschaft für unterrichtswürdig hielten, war die Geschichte des Somoza-Clans. Immer nur ein Ziel vor Augen habend, die Diktatur solange wie möglich aufrecht zu erhalten.
Und nun sind da die Sandinisten, die auch angetreten sind, der Jugend in der Geschichte ihres Landes eine bisher nie dagewesene Zukunft aufzubauen!

Das Gespräch führte Peter Bethge

Fotos: Reinhard Kaufhold (1), Renate Wagner (2)



Dieser junge Sandinist wurde bei den Kämpfen gegen die Contras schwer verwundet und zur medizinischen Betreuung in die DDR geschickt



FRÖSI-HEIMTIERZOO

Mein Meerschweinchen ist noch sehr jung. Wenn es warm ist, schläft es immer. Braucht es denn soviel Schlaf?

Steffen Erfurth, Halle-Neustadt, 4090

Meerschweinchen sind Nagetiere, und als solche sind sie vorrangig nachts aktiv. Der Tagesschlaf dieses Tieres ist eigentlich normal. Du solltest aber trotzdem einmal die Zimmertemperatur überprüfen. Vielleicht ist es dem Tier zu warm. Eine günstige Temperatur wären 18 °C.

Vertragen sich zwei Meerschweinchen-Männchen unterschiedlichen Alters miteinander? Das zweijährige Meerschweinchen quiekt, wenn es das neue Meerschweinchen riecht.

Susanne Meyer, Machern, 7254

Das ist unterschiedlich. Bei größerem Auslauf vertragen sie sich besser miteinander. Günstiger ist aber, die Tiere getrennt zu halten.

Ich habe eine Katze, die im Mai geboren ist. Sie hustet jetzt sehr viel und hat wahrscheinlich auch Schnupfen. Was kann ich dagegen tun?

Annett Schwabenicky, Altmittweida, 9251

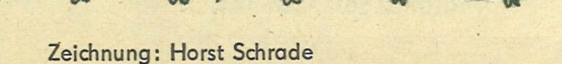
Du solltest mit der Katze unbedingt einen Tierarzt aufsuchen. Ihr Verhalten deutet darauf hin, daß sie wurmkrank ist. Das muß behandelt werden.

Kann man einen Barsoi (Hund) in einer Neubauwohnung halten? Die Möglichkeit, mit ihm auf die Hundebahn zu gehen, wäre vorhanden. Darf man Hunde auch im Winter baden? Was frißt ein Hund von etwa 35 kg am Tag? Wie oft muß man mit dem Hund auf die Straße gehen? Kann man Hund und Wellensittich zusammen halten?

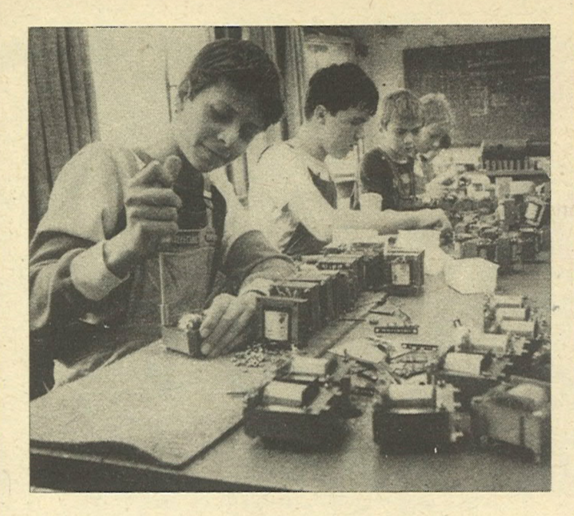
Kathrin Meier, Borna, 7200

Einen Barsoi in einer Neubauwohnung zu halten, ist nicht unbedingt empfehlenswert, da er sich eingeengt fühlen würde. Das ändert sich auch nicht, wenn man ab und zu oder auch regelmäßig, auf die Hundebahn geht. Vielleicht sollte Kathrin sich für ein kleineres Tier entscheiden.
Ein Hund von 35 kg Lebendgewicht frißt eine ganze Menge am Tag. Die Zusammensetzung und die Menge des Futters entnimmt man am besten der einschlägigen Fachliteratur oder läßt sich vom Züchter beraten. Gegen ein Bad im Winter ist nichts einzuwenden – vorausgesetzt, der Hund wird hinterher gut trockengerieben.
Und selbstverständlich kann man Hund und Wellensittich zusammen halten. Jedes Tier braucht allerdings seinen Lebensbereich.

Die Fragen beantwortete Tierarzt Heinz-Bernd Scharnigg



Zeichnung: Horst Schrade



Produktive Arbeit im Polytechnischen Zentrum des Reparaturwerkes „Clara Zetkin", Erfurt

Code-Schließer

Ein ganz normaler Freitagnachmittag. Die beiden zwölfjährigen Erfurter Pioniere Marko und Daniel sind auf dem Weg zu den Elektronikern. Das ist ihre Arbeitsgemeinschaft. Im Polytechnischen Zentrum des Reparaturwerkes „Clara Zetkin" treffen sie sich regelmäßig. Marko und Daniel haben inzwischen gelernt, mit Schaltkreisen sicher umzugehen. Selbst Leiterplatten entwerfen und zeichnen sie. Da beide leidenschaftliche Knobler und Tüftler sind, ist ihnen der Grundkurs in Sachen elektronische Bauelemente nicht schwergefallen. Schließlich sitzen sie schon seit einigen Jahren an elektronischen Baukästen, brüten nicht selten mit hochroten Köpfen über praktische Lösungen. Dabei wurde so manches konstruiert. Beispielsweise ein „Code-Schloß", das elektronisch funktioniert und die Tür des Polytechnischen Zentrums sicher verschließt.

Polytechniker

Ein ganz normaler Dienstagmorgen. Dieser Dienstag sieht Marko und Daniel im Polytechnischen Zentrum des Reparaturwerkes. In ihren blauen Arbeitsanzügen stehen sie hinter ihren Schraubstöcken. Es ist 7.00 Uhr. Das Bearbeiten der Werkstücke macht ihnen Freude. Daniel und Marko können direkt in die große Halle des Reparaturwerkes sehen. Ein Riesenbohrwerk ächzt und stöhnt, verrichtet, wie von Geisterhand, die geforderte Arbeit. Nur von einem Arbeiter wird es bedient. Daniel sieht, daß auch hier die Mikroelektronik auf Schritt und Tritt anzutreffen ist – beispielsweise in Form einer Rechenstation, die die älteren Schüler bereits besuchen durften. Marko ließ sich genau erzählen, was es dort zu sehen gab. Die beiden können es kaum erwarten, die Mikroelektronik später einmal selbst zu meistern, und sie wissen, daß sie dafür noch viel lernen müssen. Wen wundert es da noch, daß eine Arbeitsgemeinschaft wie die ihre, in Erfurt so begeisterte Anhänger hat.

IRIS PELNY

Foto: Peter Riecke

Verschwendet eure Zeit nicht, sondern verwendet sie zum Lernen, nutzt sie zum Lesen guter, belehrender und bildender Bücher, zum Anhören von Fachvorträgen, zum Basteln und Experimentieren, wo sich nur Gelegenheit dazu ergibt.

Manfred von Ardenne

Unter Tage

1 000 Meter – das ist genau die Strecke, die die Männer in die Erde eindringen müssen, um an ihren Arbeitsplatz zu gelangen im Kalibetrieb „Werra" in Merkers.
Der Arbeitstag der Kalibergleute beginnt wie bei vielen Arbeitern mit dem Umziehen. Aber trotzdem ist alles ganz anders. Erstens passiert der Sachenwechsel in keinem normalen Umkleideraum, sondern in einem größeren Saal. Die Bergleute sagen dazu „Kaue". Genauer: Schwarz- oder Weißkaue, je nachdem, ob sie Arbeits- oder Straßenbekleidung beherbergt. Zweitens werden Jeans und Pullover nicht in einem Spind verschlossen, sondern an einen Haken gehängt und mittels einer Kette mehrere Meter nach oben an die Decke gezogen. Und drittens verlassen die „Erdtaucher" ihre Kaue mit beträchtlichem Gepäck. Auf dem Kopf der Helm, vor der Brust die Bergmannsfunzel und über der Schulter den Selbstretter, ein Atemschutzgerät bei Unfällen unter Tage. Erst wenn das alles am Mann ist, begibt sich eine Brigade zur Einfahrt in den Berg.

Mit fast Fallgeschwindigkeit in eine andere Welt

Glockenschläge dringen mir ins Ohr. Sie künden von Fahrt oder Halt des Förderkorbes, einem „Fahrstuhl", der fast doppelt so tief saust, wie die Kabine im Berliner Fernsehturm in die Höhe. Es ist schon ein kribbliges Gefühl, wenn man den Förderkorb betritt. Aber das ist noch gar nichts gegen die Fahrt in die Tiefe. In gut einer Minute geht es 550 Meter in die Erde hinein. Dauernd schlucke ich, um dem wachsenden Druck in meinen Ohren Herr zu werden.
Unten angekommen, besteigen wir die Pritsche eines Lastautos, Typ Robur, und nachdem die Ampel freie Fahrt gestattet, rattern wir los. Auf engen, meist unbeleuchteten Salzstraßen geht es entlang der Förderbänder immer weiter und tiefer in den Berg. Vorbei an unterirdischen Werkhallen, Büros und Ausbildungsräumen für Lehrlinge. Eine runde halbe Autostunde dauert die Reise durch eine „Großstadt unter Tage".

Bei 35° Celsius

Bei Temperaturen von 35° C werde ich vom Jugendbrigadier Bernd Nehrdich begrüßt. Schweiß steht auf seiner Stirn. Durch Salz stapfend, begehen wir die Abbaustrecken, bis sich uns eine Wand aus Salz entgegenstellt, davor ein Fahrzeug mit Stahlbohrer. Bernd erklärt mir den Salzabbau. Zuerst werden mit diesem Bohrwagen nach einem Muster Kanäle in das Salz getrieben. Die „Besetzer" füllen dann die mehrere Meter langen Bohrungen mit Sprengstoff. Gelingt eine Zündung gut, können dem Berg mit einem Mal Hunderte Tonnen Salz abgerungen werden. Hätten Bernd, Thomas, Holger und die anderen nur Schippe und Schubkarre zum Abtransport – mehrere Wochen brauchten sie dafür. Der Tiefschaufelfahrlader schafft das in einigen Stunden. Mit einer Fahrt baggert dieses rote, fünf Meter lange Gerät immerhin bis zu sieben Tonnen Rohsalz zu den Förderbändern. Das ist mehr als ein Lkw W 50 laden kann. Doch halt! Wie gelangt ein solcher „Straßenkreuzer" in den Berg? „Ganz einfach", lacht Bernd, „der Förderkorb, mit dem du in die Tiefe gerast bist, hat unten so was wie einen großen Haken. Da werden die Fahrzeuge angehängt und abgelassen."

Berauben unter Tage

Ist das ganze abgeprengte Salz aus einer Strecke herausgefahren, wird „beraubt". Das heißt, die Decke gegen Einstürze zu sichern. Die Arbeit unter Tage ist hart und anstrengend. „Doch gegenüber unseren Vätern und Großvätern haben wir's heute schon leicht", sagt Bernd. „Früher wurde noch mit Muskelkraft gebohrt, das abgesprengte Salz mit Förderwagen transportiert."
Als ich mit Bernds Truppe zum Ende dieser Frühschicht gegen 14.00 Uhr ausfahre, befindet sich das heute geförderte Kali schon längst in der Verarbeitung über Tage. Denn Kali wird unter anderem als Düngemittel für die Landwirtschaft in aller Welt gebraucht.

THOMAS BRAUNE

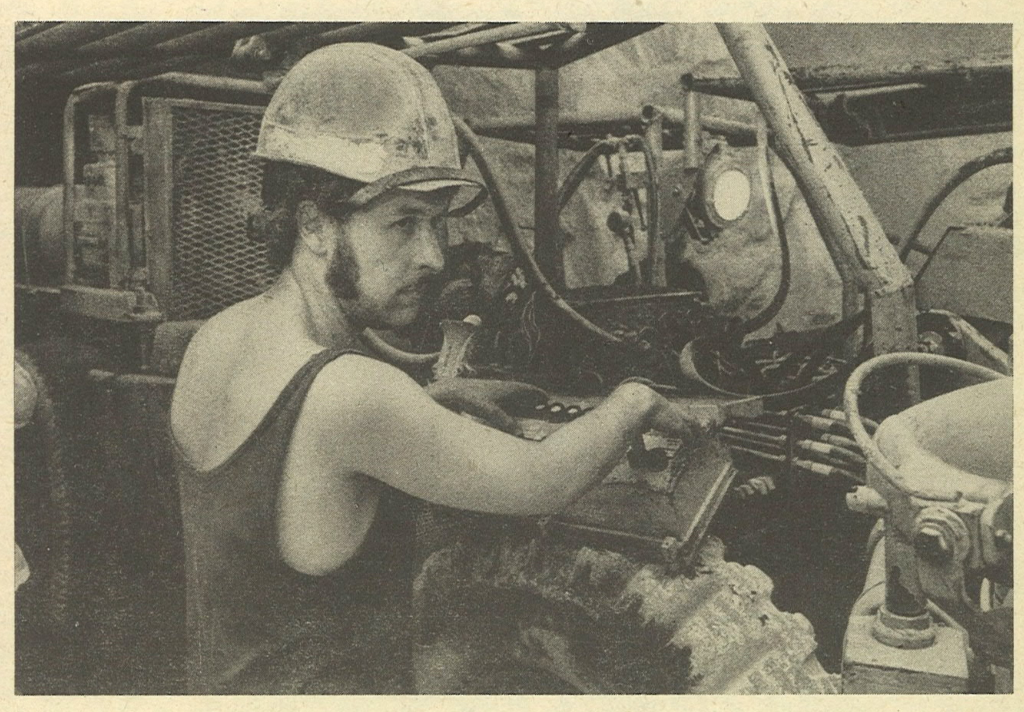


Foto: Harald Mohr





Blaulicht

Ein Tag bei den Rohrtransportern an der Erdgastrasse

Es ist 6.30 Uhr morgens und noch dunkel auf der Schweißbase Karamorka im Ural. Spärliches Licht fällt auf ein Dutzend Lkw, die mit den mächtigen Rohren für die Erdgastrasse beladen sind. Elf Meter lang ist ein solches Rohr, der Durchmesser 1,40 Meter. Zwei dieser Rohre hat jeder Fahrer „an Bord" seines KRASS-40-Tonners. Mehr lassen sich bei den jetzigen Witterungsbedingungen nicht transportieren. Und schon der Transport dieser zwei Rohre ist ein großes Risiko. In der Nacht hat es zwar leichten Frost gegeben, doch schon in wenigen Stunden wird die Sonne die Wege in schlammigen Morast verwandeln und den Fahrern alles abverlangen. Jede Minute zählt deshalb.
Ich klettere zu Eckhard Hentschel ins Fahrerhaus. Er ist ein kleiner, drahtiger Mann Mitte dreißig, bärtig und mit flinken Augen. Für die Fahrer beim Rohrtransport heißt er nur „Blaulicht". Seinen Spitznamen verdankt er dem Umstand, daß er vorher in der DDR einen Krankenwagen fuhr und daß er auch jetzt eine „risikofreudige Fahrweise" liebt. Blaulicht zwinkert mir zu, man dürfe natürlich nicht leichtsinnig fahren, aber auch nicht ängstlich sein. Dann nämlich käme man nie ans Ziel.
Unser KRASS schiebt sich mit laut brummendem Motor eine Anhöhe hinauf. Diese lange Steigung, so klärt mich mein Nachbar auf, habe es vor allem im Winter in sich. Wenn man bei Eis- und Schneeglätte nicht den nötigen „Anlauf" genommen habe, schaffe man die Steigung nicht. Und dann? „Dann läßt du dich die paar hundert Meter rückwärts rollen und versuchst es noch einmal!"
Kilometer um Kilometer rollt unser Konvoi durch den Ural. Wir passieren ein kleines Dorf. Pitschurino, steht am Ortseingangsschild. Aus den festgefügten Holzhäusern steigt Rauch auf.

Unliebsame Überraschung

Wir haben die Ortschaft verlassen, der Weg führt jetzt über freies Feld. Die Sonne steigt rasch und gewinnt zunehmend an Kraft. Schon ist die Fahrrinne aufgeweicht, der Boden verwandelt sich vor unseren Augen in einen braunen, glitschigen und gefährlichen Brei. Blaulicht muß sich voll konzentrieren. Nur keine Unachtsamkeit jetzt! Wir werden durcheinandergeschüttelt. Der Motor heult auf. Blaulicht schaltet, gibt Gas, nichts. „Verdammter Mist, wir sitzen fest." Der Fahrer steigt aus, flucht. Auch die anderen Lkw bleiben stehen.
„Sieh dir das an!" ruft er mir zu. Ich springe in den Morast und folge seiner Handbewegung. Die Achse des 40-Tonners liegt voll auf dem Schlamm auf. Dabei haben wir noch nicht einmal die Hälfte der 120 km langen Strecke hinter uns.
Blaulicht klettert wieder auf seinen Fahrersitz. Er legt den Rückwärtsgang ein, schaut aus der geöffneten Tür nach hinten.
Ein Ruck geht durch den Wagen, Stück für Stück schieben wir zurück. Der Fahrer nimmt erneut Anlauf, und nun gelingt es, die gefürchtete Selle zu passieren. Blaulicht wischt sich den Schweiß von der Stirn.
Was, so frage ich meinen Nachbarn, veranlaßt den Fahrer eines Krankenwagens im Thüringischen auf einen 40-Tonner im Ural umzusteigen und unter solchen komplizierten Bedingungen zu arbeiten? Blaulicht muß nicht lange überlegen. „Es hört sich komisch an, aber es ist Neuland in jedem Bereich. Die klimatischen Bedingungen verlangen den ganzen Kerl, das ganze Kollektiv. Es ist eben eine richtige Herausforderung für einen jungen Menschen."



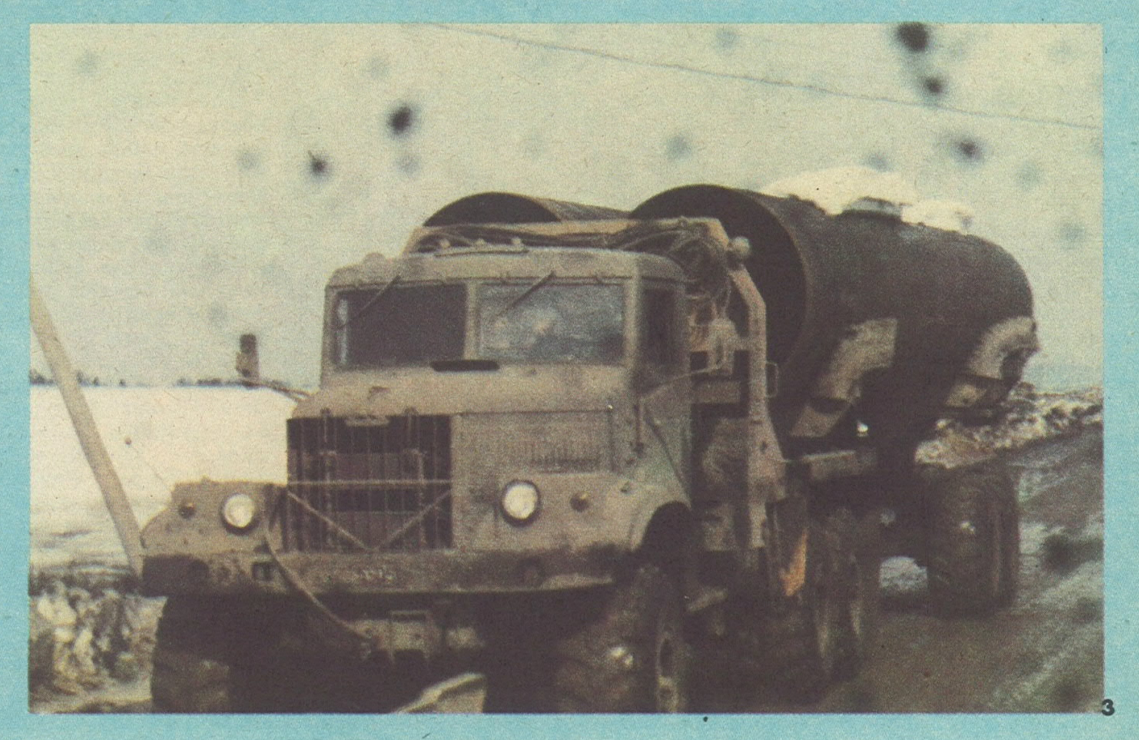
Auf dem Bauwagen die blaue Fahne

Fast vier Stunden sind wir nun schon unterwegs. Manchmal schlingert der Wagen, und es ist unmöglich, eine Spur zu halten. Die Räder machen dann, was sie wollen, suchen sich ihren Weg selbst.
Endlich haben wir den Strang erreicht. Unser Konvoi hält auf der Baustelle. Auf einem der Bauwagen flattert die blaue Fahne mit der aufgehenden Sonne. Die Fahrer sind froh, daß sie ihr Ziel erreicht haben, daß die Schweißer mit ihren Rohren die Erdgastrasse Jamburg-Jelez II weiter vorantreiben können.
Nach der Pause treffen die Fahrer ihre Vorbereitungen für die Rückfahrt. Wenige Kilometer hinter der Baustelle sitzen wir fest, so daß es kein vor und kein zurück gibt. Die Hinterräder sind bis zur Oberkante im Schlamm versunken und drehen durch. Blaulicht steigt aus und steht augenblicklich über die Waden hinaus im Modder, so daß er ihm in die Stiefel läuft. „Fischerstiefel müßte man haben", schimpft er, „die lang genug sind, damit einem so was nicht passiert." Bei jedem Schritt schließt sich der Brei schmatzend um seine Stiefel. Er schwankt. Henry Winges, Blaulichts Freund, der mit seinem Lkw vor uns gefahren ist, hat unser Mißgeschick schon beobachtet. Er kommt mit seinem KRASS zurück und befestigt die Trosse zum Abschleppen an seinem Wagen. Nach kurzer Zeit sind wir wieder fahrtüchtig. Es kann weitergehen – in Richtung Karamorka, der „Heimatbase" der Rohrtransporter vom Zentralen Jugendobjekt „Erdgastrasse".
Gegen 17.00 Uhr treffen wir hier ein. Ich bin müde und habe Kreuzschmerzen vom Sitzen auf dem Beifahrersitz. Doch ich lasse mir nichts anmerken. Ich verabschiede mich von Blaulicht Eckhard Hentschel. Für mich ist die Trassenfahrt beim Rohrtransport zu Ende.

GERALD HUBNER

Fotos: Joachim Riedel

1. „Blaulicht" Eckhard Hentschel und sein Freund Henry Winges
2. Henry Winges befreit mit seinem Lkw „Blaulicht" aus mißlicher Lage
3. Rohrtransporter aus Karamorka auf dem Wege zur Baustelle der Erdgastrasse Jamburg–Jelez II





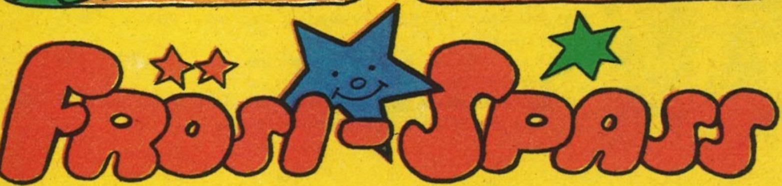












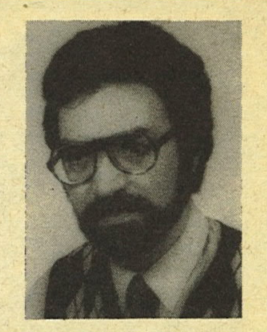
Eine gute Frage! Und dir wird sicherlich eine noch bessere Antwort einfallen. Schreibe sie auf eine Postkarte und schicke alles zusammen an Redaktion „Frösi", Kennwort: Alleskleber, Postschließfach 37, Berlin, 1056. Lustige Antworten veröffentlichen wir und 100 Zuschriften werden mit klebrigen Preisen belohnt. Außerdem liegen Malbücher und Poster bereit.

Zeichnung: Horst Alisch



Dr. med. Dipl.-Psych. Dieter Seefeldt

1941 geboren, Oberschulbesuch in Egeln. Von 1958 bis 1960 FDJ-Sekretär der Grundorganisation der Oberschule, Segelflieger in der GST, ab 1961 Medizinstudium an den Universitäten Berlin und Jena, 1972 Facharzt für Physiotherapie, 1979 Facharzt für Psychotherapie, seit 1975 Oberarzt, ab 1983 Chefarzt des Bereiches für Physio- und Psychotherapie im Kliniksanatorium „Heinrich Heine", aktives und zum Teil Leitungsmitglied mehrerer medizinischer Gesellschaften.





Anita Herens, 12 Jahre, aus Wurzen, stellte „Frösi" bei der großen Leseraktion „Gefragt sind Fragen" die originelle Frage: „Stimmt es wirklich, daß Lachen gesund ist? Wie will man das wirklich beweisen?"

Viele Sprüche und Lebensweisheiten gibt es dazu.
- Der Optimismus ist der wahre Stein der Weisen, der in Gold verwandelt, was immer er berührt.
- Der Pessimist ist der einzige Mist, auf dem nichts wächst.
- Nur dem Fröhlichen blüht der Baum des Lebens.
- Das wichtigste Stück des Reisegepäcks ist und bleibt ein fröhliches Herz.

Körper und Psyche bilden bekanntlich eine untrennbare Einheit. Menschen, die herzhaft lachen, sind beliebter und oft angenehmere Gesellschaftspartner. Sie können in der Regel mit den vielen kleinen Mißverständnissen des Lebens souveräner umgehen. Sie sind gelassener und damit eher zu vernünftigem Abstand bereit.
Lachen, Witz, Humor gehören zu den besten Mitteln gegen innere Unruhe oder Spannungszustände. Sie verschaffen positive Gefühlszustände wie Zufriedenheit, ein Gefühl der Freiheit, einen Zustand des Ausgeglichenseins usw. Positive Gefühle wie Freude, sind Voraussetzungen für Wohlbefinden und die allerbeste Vorbeugung für negative Nachwirkungen des Stresses, der viele Störungen wie Schwindel, Kopfschmerz oder gar Magengeschwüre verursachen kann. Beim Lachen bewegt sich die große Muskelsehnenplatte am Zwerchfell, die den Bauch- und den Brustraum voneinander trennt, kräftig und intensiv. Durch die entstehenden Unter- oder Überdrücke werden die inneren Organe wie Herz, Lunge, Magen, Darm, Leber, Milz wie bei gezielten Atemübungen, Sport oder ausdauerndem Spaziergang so richtig durchmassiert und entstaut.
Ja, Lachen ist tatsächlich und in mehrfacher Hinsicht gesund.

Petra Kanter, 13 Jahre, aus Elsterwerda, will wissen: „Ich zanke mich oft mit meiner Freundin, aber trotzdem hänge ich an ihr. Habe ich nun einen schlechten Charakter?"

Echte Freundschaft schließt Meinungsverschiedenheiten nicht aus. Man muß nicht immer einer Meinung sein. Im menschlichen Zusammenleben ist es erforderlich, sich abzugrenzen, die eigenen Ansprüche anzumelden, die der anderen zu registrieren und zu respektieren. Vor faulen Arrangements („Tu mir nichts, ich tu dir dann auch nichts", „Wenn du nett zu mir bist, bin ich auch nett zu dir!") sollte man sich bewahren.
Man sollte rechtzeitig seine Meinung äußern. Wenn man häufig stärker gefühlsmäßig reagiert und zankt, gilt es zu überlegen, warum es zu dieser Entgleisung kommt. Vielleicht hat man sich vorher über etwas ganz anderes geärgert. Dann wäre es gut, mit der Freundin darüber zu reden. Echte Freundschaft wird so etwas akzeptieren. Diese Auseinandersetzungen dürften allerdings nicht zu oft auftreten, dann wird auch die tatsächliche und echte Freundschaft gefährdet. Aus einer

Gefragt sind Fragen

solchen Verhaltensweise wie Zank, läßt sich aber nicht generell auf Charaktereigenschaften rückschließen.

Jörg Maschke aus Potsdam erbittet von „Frösi" eine Antwort, die gar nicht so einfach – und sicher nicht kurz – zu beantworten ist. Er schreibt: „Ich bin ein ausgesprochener Pechvogel. Andere strengen sich nicht mal an und schon klappt es. Ich bemühe mich wirklich – aber irgendwie klappt es dann doch nicht. Woran liegt das wohl? Ist das vererbt? Mein Vati aber hat viel Erfolg, in der Arbeit und auch sonst."

Wir befinden uns tatsächlich nicht an allen Tagen in der gleich guten Verfassung. Das gilt es zu berücksichtigen. Das Leben läuft in vielen Rhythmen ab . . .

Aber es ist sehr gefährlich, sich selbst negative Suggestionen zu geben, sich einzureden, daß man schlecht oder krank sei, daß man falsch sei, daß man stets Pech habe usw. Diese negativen Suggestionen, diese Einbildungen, diese Befürchtungen besitzen eine starke Psychokraft. So, wie wir uns über positive starke Vorsätze zu aktivieren vermögen, so können wir uns auch gründlich irritieren und uns in unserer Wirkung, in unserem Einsatz selber blockieren. Gegen die negativen Suggestionen gilt es, positive zu setzen. Gefühle und auch Lebensqualität und Erfolg lassen sich tatsächlich organisieren, vor allem durch positive Vorsätze, an denen man konsequent festhält.

Sascha Schulz aus Güstrow (dessen Alter wir nicht genau kennen), will wissen, ob man sich wirklich verändern kann.

„Mutti sagt immerzu: Nimm dir ein Beispiel an deiner Schwester, ändere dich . . ."

Man kann! Solange ein Mensch bewußt lebt, hat er die Chance, sich über verschiedene Lernprozesse positiv zu verändern. Einstein hat einmal sinngemäß formuliert: „Von einem bestimmten Alter an ist alle wesentliche Erziehung Selbsterziehung."

Viele, viele Beispiele ließen sich da anführen. So hat unter anderem Franklin seine negativen Eigenschaften gesammelt und aufgeschrieben, und dann hat er ein großes Tagebuch geführt und sich vorgenommen, in jeder Woche sich ein oder zwei negative Gewohnheiten abzugewöhnen und täglich am Abend wurde abgerechnet.

Man muß ernsthaft wollen!

Eine unserer wichtigsten Aufgaben in diesem unseren Leben ist die ständige Veränderung und Vervollkommnung unserer Persönlichkeit. Es gibt viele lähmende Sprichworte, z. B.: „Was Hänschen nicht gelernt hat, lernt Hans nimmermehr!"

Diese Aussage ist deprimierend und sie ist einfach nicht richtig. Ich möchte sie lieber ersetzen durch: „Was Hänschen nicht gelernt hat, lernt Hans später schwerer."

Zu spät ist es selten, zu früh nie, also: Nicht warten, um besser zu werden.

Wie aber stelle ich fest, wo ich an mir arbeiten muß? Da wären zum einen die Eigenschaften und Verhaltensweisen, mit denen ich immer wieder Schwierigkeiten in der Schule oder in der Familie bekomme: zu unordentlich, zu langsam und trödeln! Andere Eigenschaften, die die anderen noch mehr stören, wenn ich z. B. zu empfindlich und leicht kränkbar bin oder unbedingt recht behalten will. Wenn man seine Ecken und Kanten nicht selbst erkennt, sollte man unbedingt Freunde und Familienmitglieder befragen. Die werden einem schon sagen – und oft sehr deutlich – was ihnen nicht an mir gefällt.

Vor allem nicht auf gute Gelegenheiten warten. Die kommen nicht von allein! Manche Menschen warten ein Leben lang (vergeblich) auf gute Gelegenheiten.

Nein. Zupacken! Jede Gelegenheit bewußt nutzen. Und dann versuchen, sich zu dem zu machen, der man gern sein möchte – in Wechselwirkung mit der sozialen Umwelt.

Conny Müller, Leipzig, 7033 fragt: „Können noch weitere Sternbilder im Weltall erscheinen?

Katastrophen in der Milchstraße

Nach alten astronomischen Aufzeichnungen wurde im Jahre 1054 im Sternbild Stier ein „Neuer Stern" beobachtet. Eine gleiche Beobachtung gab es im Jahre 1572 im Sternbild Cassiopeia. Dieses Objekt hat nach dem bekannten Astronomen Tycho Brahe, der es beobachtete, die Bezeichnung „Tychonischer Stern". Bereits aus dem Jahre 1604 ist dann ein weiterer „Neuer Stern" bekannt, der nach Kepler benannt ist. In keinem Fall kann es sich aber um echte neue Sterne gehandelt haben, denn Sterne existieren über sehr lange Zeiträume, die „Neuen Sterne" aus den Jahren 1054, 1572 und 1604 verschwanden aber sehr schnell wieder. Am Ort des aufleuchtenden Sternes aus dem Jahre 1054 blieb ein diffuses, nebliges Objekt zurück, dessen Ausdehnung immer mehr zunahm. Es dehnt sich heute mit einer Geschwindigkeit von 1 000 km pro Sekunde aus und ist unter der Bezeichnung „Krebsnebel" bekannt. Kurzzeitige hellaufleuchtende Erscheinungen, die ausdehnenden Nebel zurücklassen, legen den Gedanken an eine katastrophale Explosion nahe.

Heute ist bekannt, daß diese „Neuen Sterne", die auch als Supernovae bezeichnet werden, durchaus schon vor dem hellen Aufleuchten existieren. Im Moment des Helligkeitsausbruches steigern diese Sterne ihre Intensität um das 100millionenfache und strahlen im Augenblick der Explosion wie ein ganzes Sternsystem, das aus 50 bis 100 Milliarden Sternen besteht.

Die physikalischen Ursachen für diese katastrophalen Sternexplosionen sind keinesfalls vollkommen bekannt. Es wird angenommen, daß in der Nähe des Sternzentrums, wo Temperaturen von einigen Milliarden Grad herrschen, Atomkerne gespalten werden. Diese Prozesse verbrauchen sehr viel Energie. Dadurch fallen die inneren Gebiete des Sternes ganz plötzlich innerhalb weniger Sekunden zusammen. Die äußeren Zonen des Sternes werden nun nicht mehr von den inneren getragen und kontrahieren ebenfalls in Richtung Zentrum. Die Materie aus den Außenzonen kommt dadurch in Gebiete hoher Temperatur, und jetzt wird ganz plötzlich so viel Energie freigesetzt, daß die äußeren Gebiete des Sternes explosionsartig abgeschleudert werden. Zurück bleibt am Ort der Explosion der Kern des Sternes, die abgeschleuderte Hülle expandiert in den Weltraum.

In den vergangenen 1 000 Jahren wurden drei derartige Sternkatastrophen im Milchstraßensystem beobachtet. Es hat in dieser Zeit aber mit Sicherheit wesentlich mehr gegeben. Von der Erde aus können wir die größten Teile des Milchstraßensystems nicht sehen, da die interstellare staubförmige Materie sie abschattet. Es sind aber neben dem Krebsnebel noch weitere expandierende Gaswolken bekannt, die auf frühere Supernovakatastrophen hindeuten.

Neben den Supernovae sind im Milchstraßensystem noch etwas mehr als 150 Novae bekannt. Auch das sind Vorgänge, bei denen die Sterne etwa ein Promille ihrer Materie in den Weltraum abblasen. Bei einer Supernovaexplosion erhöht der Stern seine Intensivität um das 100millionenfache, bei einem Novavorgang beträgt die Intensitätssteigerung nur das 10 000- bis 100 000fache. Novae sind also nur die kleinen Sternkatastrophen, Supernovae die großen, selteneren im Milchstraßensystem.

Prof. Dr. MARX

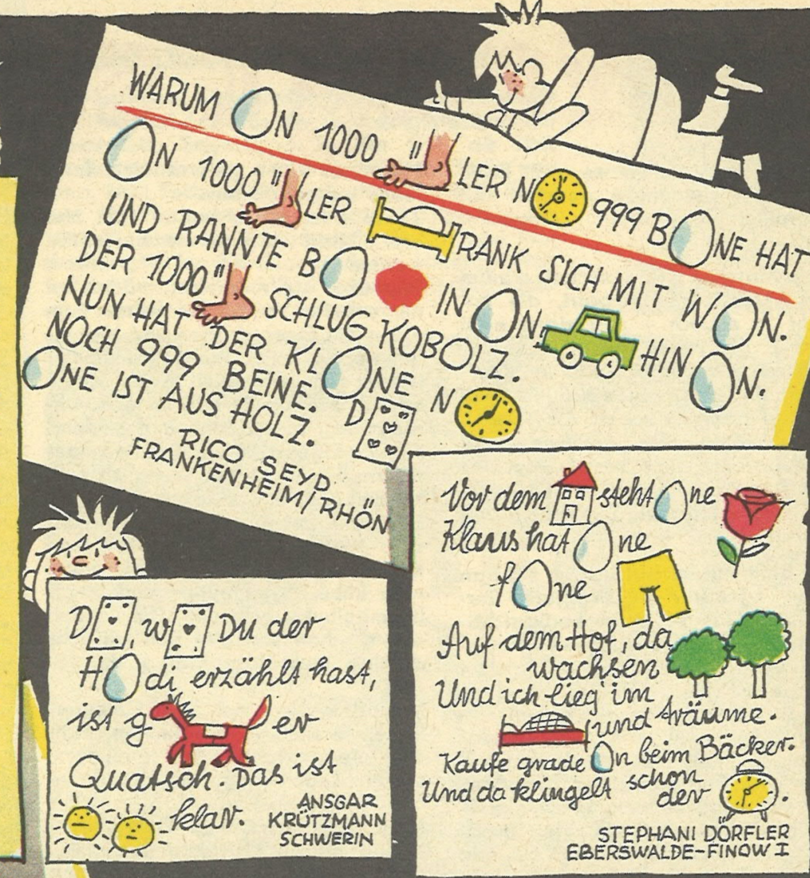
Zeichnungen: Winfried Warmke
Fotos: Hilmar Schubert

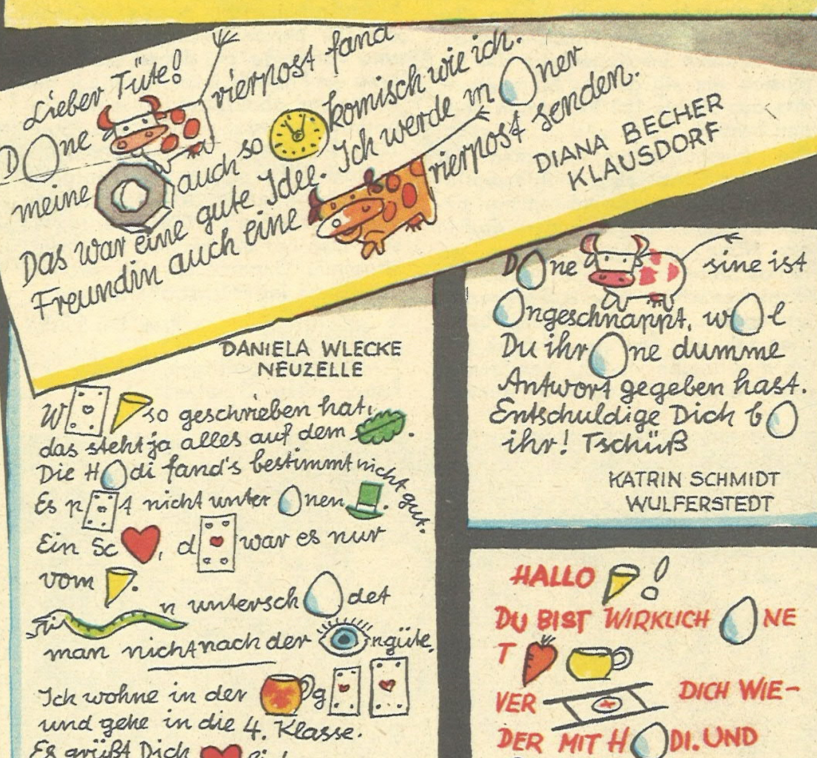




Hier meldet sich wieder olle Tüte. Um die KUH-RIERPOST vom vergangenen Jahr geht es.
Also, eure Antworten waren eine Wucht! Ehrlich. Riesenmasse! Und riesendoller Inhalt! Auszüge aus einigen Briefen zeige ich euch hier unten. Mehr können wir leider nicht veröffentlichen. Schade, sie hätten's alle verdient. Sechzehn Schreibfehler wurden mir um die Ohren gehauen. Gratuliere, daß ihr alle erwischt habt. Heißen Dank auch für die duften Ratschläge, damit Heidi wieder mit mir spricht (Blumen schenken, Kuß geben, Kniefall machen, Eis spendieren, Entschuldigung stammeln). Ganz großes Dankeschön vor allem für die Gedichte, Rätsel und Rezepte. Alle wunderprächtig in KUH-RIERPOST-Masche verpackt. Sogar die Tiefschläge gegen mich. Und dazu muß ich etwas sagen. Unbedingt! Und zwar für euch, die KUH-RIERPOST-Schreiber. Nur für euch! Und deshalb in Albernesisch. Ihr seid ja pfiffig. Ihr werdet's schon entschlüsseln.
Al soer stens: Me inek Usi Nehe idi Ha Tall esver Ziehenu ndla Cht Heu Te Überm Ei nenblö dsinn. Zwe Itens: Heiditrä Gtkei Nebril Le. Ab Erih refreun Dinca Rolat rägte ine. Und dies lehtda Mitzu Mank Nabb ern Hü Bschaus. Drit Tensei Nefra gean IRIS HÖLLEIN in Neum Ühle: Istdi elee Rezu Ckertü Te, aufde Rdud Ei nean Tworts Chickt Est, Ei nekri Tiko Derein Zuck Er süß eslob? He? Schre Ibebit Te!
Und nun geht's los: Zehn Kosthappen aus den Antworten zur ersten KUH-RIERPOST. Wohl bekomm's!

Text und Zeichnungen: Richard Hambach











So – und nun schafft euch wieder! Entziffert auch meinen zweiten Brief. Schreib ihn in schönschönster Sonntagsschrift ab. Ohne Fehler, versteht sich. Stecken ja auch keine drin. Oder doch? Schickt eure Lösung an „Frösi", Postschließfach 37, Berlin, 1056. Kennwort: KUH-RIERPOST II. Wir prämieren wieder 1 000 richtige Einsendungen. Einsendeschluß: 30. Juni 1987.

Bei dieser KUH-RIERPOST hat Ramona Schmidt aus Schönstedt mitgeholfen. Ramona erhielt dafür von Tüte persönlich per Post einen Sonderpreis. Ist er angekommen?

ELEFANTASTISCH



Normalerweise hat Annette Schlegel, schon mit eurer vielen Post alle Hände voll zu tun. Und nun das noch! Meister Ambrosius aus Karl-Marx-Stadt drückte ihr dieses Emmy-Aufhängeschild in die Hand und legte noch 99 weitere daneben. Was nun? Was tun? Die passen in keinen Briefumschlag und in kein Paket. Die kann man auch nicht mit sich herumtragen, etwa in der Hosentasche oder in der Jacke. Emmy hat Gewicht! Und dieses Aushängeschild bringt gut und gern 10 kg auf die Waage. Es ist handgeschmiedet und macht sich bestimmt gut an eurer Schule. Außerdem zeigt es jedem Besucher, daß ihr Großfahndungsasse seid, SERO-Spürnasen und auf gewichtige Ergebnisse verweisen könnt. Was liegt also näher, als wenn ihr euch eines dieser Schilder bei uns abholt. Oder wir bringen es euch, und Meister Ambrosius montiert es höchstpersönlich.

Bliebe nur noch eine Kleinigkeit zu tun. Ihr müßt uns schreiben, daß ihr auf ein solches Schild Wert legen würdet. Und euren Wunsch untermauert ihr am besten mit tollen SERO-Sammelergebnissen. Dann wissen wir nämlich, ob euch wirklich was an diesem Schild liegt.

Wie gesagt: 100 stählerne Emmy-Pokale spendieren wir, 1000 Original-Emmy-Spezialurkunden und nochmals 500 Sonderpreise für Einzelsammler – Emmy-T-Shirts, Spiele, Mützen, Malhefte und Emmy-Poster. Eurem Sammelfleiß sind keine Grenzen gesetzt! In „Frösi" 6/87, also in unserer nächsten Ausgabe, findet ihr mit elefantastischer Sicherheit Emmys SERO-Sammel-Los, aber jetzt könnt ihr schon lossammeln! Das „Frösi"-Lotterie-Glück ist mit Fleiß zu bezwingen! Wie alljährlich, so wollen wir es auch 1987 halten: Jeder Einsender wird mindestens einen Emmy-Mini-Preis erhalten.

Und hinter vorgehaltenem Rüssel verrät Emmy schon folgendes: „Altpapier ist besonders gefragt beim ‚Frösi'-SERO-Spiel. Unbedingt weitersagen . . ."

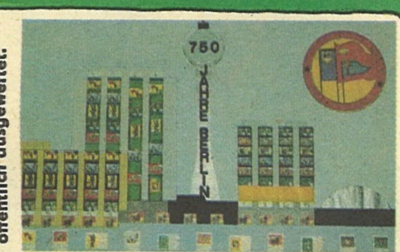
Foto: Horst Glocke
Zeichnungen: Horst Alisch
Texte: Frank Frenzel

Ambrosius hat es geschafft!
Sein Wort hielt unser Meister.
Es halfen mit vereinter Kraft,
so manche guten Geister.

Sie gehen ihm auch jetzt zur Hand
und bohren, schrauben, biegen.
Die Emmy muß fest an die Wand!
Und ihr, ihr sollt sie kriegen!

Im nächsten Heft, da liegt ein Los.
Ihr könnt das Glück bezwingen.
Ist euer Sammeleifer groß,
woll'n wir euch Emmy bringen!

MEINE STARKE SEITE



So wird der Wettbewerb an der 16. OS Berlin-Friedrichshain öffentlich ausgewertet.

In der Lernarbeit stehen wir ganz gut da. Wir kämpfen tüchtig um gute Zensuren. Unseren Pionierauftrag zu erfüllen, ist für uns sehr wichtig. Das ist unsere Tat für den Frieden.

Pioniere der Klasse 5 I, Bad Frankenhausen

Für das Konto der antiimperialistischen Solidarität 8787:

Wir führten an unserer Schule eine Versteigerung durch, die die Klasse 7b leitete. Wir gestalteten zwei Aufrufe, in denen wir alle Pioniere aufforderten, zum Beispiel Bücher und Spielzeug bereitzustellen. Die Beteiligung war so groß, daß wir einen Erlös von 243,80 Mark auf das Solidaritätskonto überweisen konnten.

Alexander Deißler, Freundschaftsratsvorsitzender, Schwerin, 2752

Unsere Wandertage gestalteten wir in diesem Schuljahr sehr interessant. Der erste führte zum Einsiedel, einem idealen Kletterfelsen in der Dippoldiswalder Heide. Den zweiten verlebten wir im Winterwald. Dazu nahmen wir Kastanien und Eicheln mit und füllten die Futterkrippen. Ein Förster erzählte uns einiges über die Tiere im Wald. Der dritte wird eine große Überraschung, besonders für unsere Eltern.

Anja Pychynski, Possendorf, 8219
„Frösi"-Korrespondent

Vielleicht schreibt uns Anja dann noch einmal. Aber auch eure Wandererlebnisse interessieren uns.



Ich treibe regelmäßig Radsport und Leichtathletik. Montags trainiere ich bei dem ehemaligen Friedensfahrer und Weltmeister Manfred Weißleder in einer Sportgemeinschaft. Das Wetteifern mit meinen Kameraden macht mir Spaß. Herr Weißleder und Olaf Ludwig sind meine Vorbilder.

Jan Kricheldorf, Weimar, 5300

Wer ist im Sport dein Vorbild und warum?

Ein Dankeschön an meine Klassenkameraden und die Lehrerin!
Sie haben mich tüchtig unterstützt, da ich mit einem Bänderriß über fünf Wochen in Gips zu Hause bleiben mußte. Sie besuchten mich jeden Tag und brachten mir sogar Kuchen und Plätzchen mit, als ich an einer Feier unserer Pioniergruppe nicht teilnehmen konnte.

Oliver Grimm, Benshausen, 6053

Liebe Emmy! Die Großfahndung läuft auf Hochtouren. Wir haben Dich ganz groß gemalt und in viele Felder eingeteilt. Jeder Pionier, der zehn Mengeneinheiten gesammelt hat, darf ein Feld ausmalen. Jede Klasse hat eine andere Farbe. Wir sind gespannt, welche Farbe wir am meisten sehen werden.

Freundschaftsrat der 28. Grundschule „Rudolf Gyptner", Berlin, 1071

Mit einer Zauber-Erdbeer-Quarkspeise möchte euch Matthias Müller aus Schackstedt, 4321, die nächste Feier versüßen.
Dazu benötigt man: 200 g Quark, 2 bis 3 Eßl. Zucker, 2 Eßl. Milch, 4 bis 5 Eßl. Erdbeerbrüchtekompott, 4 bis 5 Eßl. Erdbeersaft, 1 Eßl. Zitronensaft, 2 Eßl. Schokoladenstreusel.
Der Quark wird mit Milch, Zucker und dem Saft cremig gerührt. Darunter gibt man das Kompott. Zum Schluß wird das Ganze mit Zitronensaft abgeschmeckt und mit den Streuseln garniert. Guten Appetit!

Meine starke Seite ist die russische Sprache. Ich interessiere mich für die Bräuche in den sowjetischen Republiken, für die Literatur, für die Pionierorganisation „W. I. Lenin". Deshalb möchte ich gern einmal wissen, ob es in der Sowjetunion eine ähnliche Zeitschrift gibt wie die „Frösi".

Feli Krüger, Luckenwalde, 1710

Die Zeitschriften „Pioner" und „Kostjor" sind, ähnlich wie „Frösi", Pioniermagazine für die 4. bis 7. Klassen. Vielleicht bekommst du sie an deinem Zeitungskiosk.

Unsere Klasse 7a aus Straßgräbchen hat in diesem Jahr einen Pflegevertrag mit der Gemeinde abgeschlossen. Wir haben drei Arbeitsgruppen gebildet und halten die Bürgersteige unseres Dorfes in Ordnung. Den Betrag, den wir für die Pflege und ganzjährige Säuberung erhalten, wollen wir auf das Solidaritätskonto überweisen.

Corinna Lehmann, Straßgräbchen, 8291

Beteiligt euch an der „Woche der sozialistischen Pionierhilfe", die unter dem Motto „Ein Zuhause für Carlos, Rafaela und Luis!" steht.



Heft 2/87: Kennwort: Balduin — Auflösung: Fünf Eindringlinge und sieben falsche Requisiten waren herauszufinden.
Heft 3/87: Kennwort: Haltestelle — Auflösung: Dippoldiswalde

Zwei Mäuse treffen einen Elefanten. „Komm, wir wollen kämpfen!" rufen sie. „Feige", sagt der Elefant, „zwei gegen einen!"

Gelacht mit Anja Selle aus Sondershausen, 5400:

Welche Fragen bewegen euch rund um das Pionierleben? Worüber macht ihr euch Gedanken? Formuliert eure Ideen und Vorschläge und schickt sie an „Meine starke Seite", Redaktion FRÖSI, Postschließfach 37, Berlin, 1056.

Zeichnungen: Andreas Strozyk
Foto: Werner Popp
Redaktion: Annette Schlegel



Pioniermagazin „Fröhlich sein und singen“. Ausgezeichnet mit dem Vaterländischen Verdienstorden in Silber, der Artur-Becker-Medaille in Gold, der Medaille der Pionierorganisation „Ernst Thälmann“ in Gold, der Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold und der Medaille der Pionierorganisation des SSM in Gold. – Chefredakteur: Dipl.-Päd. Wilfried Weidner, stellv. Chefredakteur: Dipl.-Gewi. Walter Stohr, Redaktionssekretär: Dipl.-Gewi. Christine Meier, Gestalter: Vera Kruse, Chefreporter: Ralf Kegel, Redakteure: Ulla Brocke, Frank Frenzel, Manfred Heilmann, Marita Kloss, Annegret Kobow, Lotti Simon, Annette Schlegel, Annerose Zehmisch, Sekretariat: Helga Wulff. – Redaktionskollegium: Hans-Joachim Graf, Dr. Klaus Herde, Prof. Dr. Jürgen Polzin, Dr. Christine Lost, Dipl.-Päd. Dieter Wilkendorf, Friedrich Kühne, Fred Petzold, Richard Hambach, Günter Dorst, Prof. Dr. Gerhard Misgeld, Dipl.-Gewi. Elisabeth Richter, Margit Mahlke, Doris Weißflog, Prof. Dr. Reinhard Mocek, Dipl.-Päd. Reinhold Skottky, Klaus Rebelsky, Günther Feustel, Hans-Joachim Riegenring, Hansgeorg Meyer, Dr. Gisela Wessely, Ehm Kurzweg, Dipl.-Päd. Gerhard Kirner, Dr. Käthe Sima-Niederkirchner, Dieter Merzdorf, Dieter Schönherr, Sybille Durian – Wissenschaftlich-technischer Beirat: Horst Alisch, Ing. Karl Bartusch, Dipl.-Ök. Harald Drasdo, Ing.-Ök. Heinz Görner, O.-Ing. Gunter Giersch, Ing. Jochen Dietzmann, Ing.-Ök. Manfred Kutschick, Dipl.-Ing. Erich Schulz, Dr. Peter Lobitz, Dipl.-Ing. Hans Mauersberger, Dipl.-Ök. Gerhard Meinke, Albrecht Camphausen, Ing.-Ök. Werner Ondracek, Gerhard Tscharnke, Ing. Klaus Barthel, Dr.-Ing. Harry Förster, Rolf Philipp, Ing. Brigitte Barth, Regina Brauns, Otto Weber. Sitz der Redaktion „Fröhlich sein und singen“ im Verlag Junge Welt, 1080 Berlin, Mauerstraße 39/40. Postanschrift: „Frösi“, PSF 43, Berlin, 1026. Fernruf 2 23 30. Herausgegeben vom Zentralrat der Freien Deutschen Jugend über Verlag Junge Welt. Verlagsdirektor: Manfred Rucht. Die Zeitschrift erscheint monatlich. Abonnementpreis: 0,70 M. Bezugszeitraum monatlich. Art.-Nr. 500 501. Veröffentlicht unter der Lizenznummer 1228 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR. – Druck: (III/9/1) Grafischer Großbetrieb Völkerfreundschaft Dresden, 8010 Dresden, Julian-Grimau-Allee. Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Quellenangabe und Zustimmung der Redaktion.
Redaktionsschluß: Dezember 1986



Glückwunschkarten aus dem Garten

Geeignetes Pflanzenmaterial findet ihr überall. Im Garten, vor dem Haus und auch im Balkonkasten wachsen ab April kleine Gräser, Gänse- oder Butterblumen.

ARBEITSMATERIAL:

Zeichenkarton, Bleistift, Lineal und Schere; Löschpapier oder Zeitung, 2 starke Pappen und schwere Bücher zum Pressen; zum Kleben Bindemittel „Latex farblos", einen kleinen Rundpinsel und Läppchen.

SAMMELN:

Nur bei trockener Witterung, möglichst mittags, Pflanzen mit Stiel in einem Plastebeutel sammeln.

PRESSEN:

Keine welken Blüten verwenden! Auf eine Pappe Lösch- oder Zeitungspapier legen. Darauf werden die Pflanzen ausgebreitet. Blütenköpfe mit dem „Gesicht" aufdrücken. Die Pflanzenteile dürfen sich nicht überlagern. Vorsichtig ein Löschblatt und die zweite Pappe auflegen. Das Ganze mit Büchern beschweren und einige Tage trocknen lassen.

GESTALTEN:

Faltet den Zeichenkarton zu einer Klappkarte. Nun legt die gepreßten Pflanzen vorsichtig zu einem Motiv zusammen. Ob ihr einen Strauß, einen Kranz oder ein Minirasenstück gestaltet, bleibt eurer Phantasie überlassen. Zum Schluß wird alles angeklebt und festgedrückt.

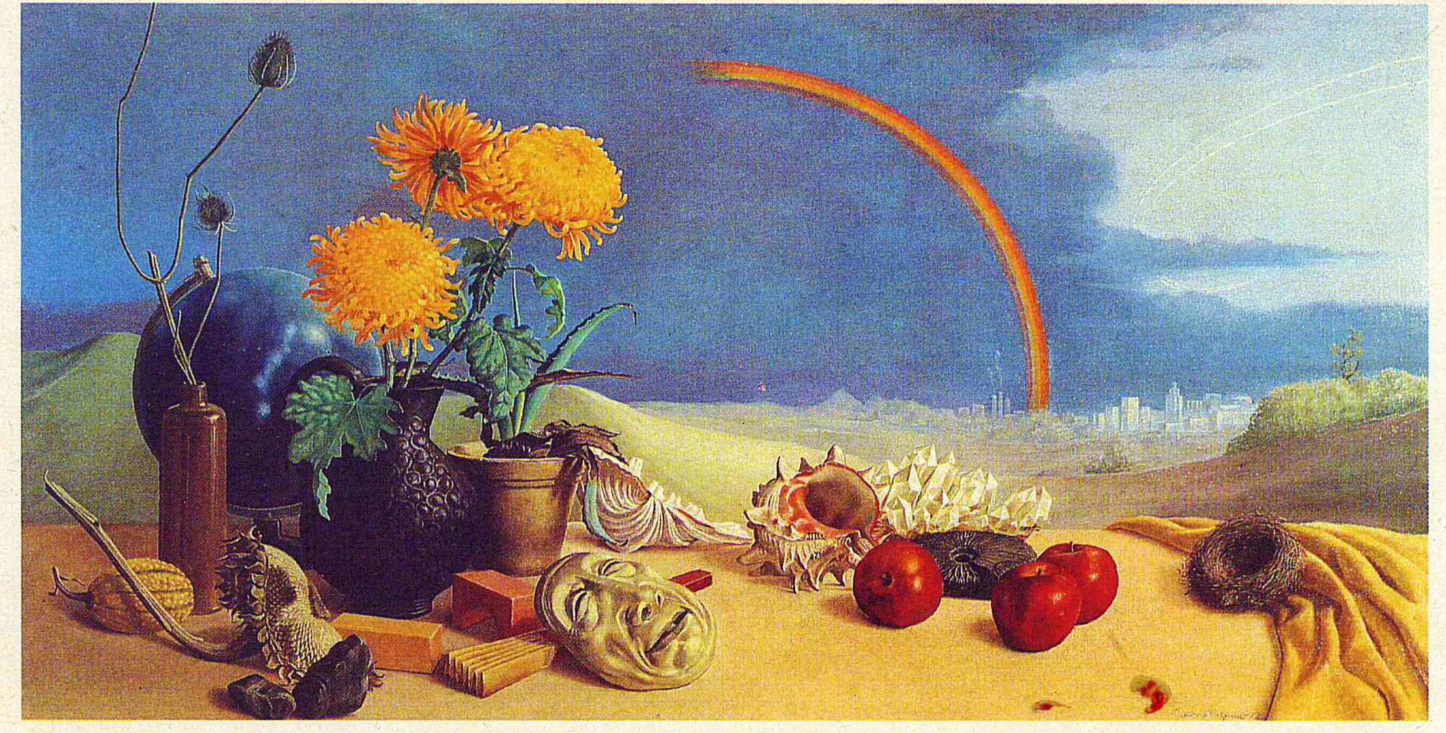
Noch ein Hinweis: In kleinen Schachteln geordnet, kann man gepreßte Pflanzen lange aufbewahren.

DAS BLUMENJAHR

Februar:: Forsythie
März: Schneeglöckchen, Scilla
April: fast alle Frühblüher, Gänse- und Butterblumen
Mai: Vergißmeinnicht, Stiefmütterchen, Gräser
Juni–August: Sommer- und Balkonblumen
Herbst: kleine farbige Blätter, Moos, Farne

Anfertigung und Text: Brigitte Ehrhardt
Foto: Werner Popp


EINE SEEFAHRT, DIE IST LUSTIG ....
J. GÜNTHER 86
ZIEL



Rudolf Nehmer (1912–1983), DDR, „Orbis pictus“, 1972,
Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Galerie Neue Meister

Farbrepro: Sächsische Landesbibliothek, Abt. Deutsche Fotothek

Bild des Monats „Frösi“ 5/87



- weißes Platzdeckchen
- Serviette mit Motiven von Horst Alisch
- Knobelkarte zum Lösen der Mittelseiten

